

Jüdische Reaktionen auf Antisemitismus
Die Entgrenzung des Sag- und Machbaren in der jüdischen Ritualpraxis

Ein Forschungsprojekt der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg
Unter Leitung von Rabb. Prof. Dr. Birgit Klein
Durchgeführt von Jessica Hösel, M.A., und Rabbinerin Dr. Ulrike Offenberg
www.juedischleben.de

Forschungsbericht II:

Befragung von Jüdinnen und Juden in der Bundesrepublik Deutschland zu ihren Erfahrungen und ihrem Umgang mit Antisemitismus nach dem 7. Oktober 2023

Gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung im Rahmen des Programms
Teil des Forschungsnetzwerks „Antisemitismus im 21. Jahrhundert“

Heidelberg, im Mai 2024

Rabbinerin Dr. Ulrike Offenberg / Jessica Hösel, M.A.

Inhaltsverzeichnis

Einführung.....	4
1. Gesprächsatmosphäre.....	4
2. Reaktionen des jüdischen Umfelds auf den 7. Oktober.....	6
3. Auswirkungen des 7. Oktober auf das Verhältnis zum Staat Israel.....	7
3.1. Verbundenheit mit dem Staat Israel.....	7
3.2. Antizionistische Positionen.....	8
4. Reaktionen des nichtjüdischen Umfelds.....	14
4.1. Reaktionen im privaten und beruflichen Umfeld.....	14
4.2. Antisemitismus in der Öffentlichkeit.....	16
4.3. Antisemitismus an Schule und Universität.....	17
4.4. Brandanschlag auf Synagoge.....	18
4.5. Antisemitische Bedrohung.....	19
4.6. Antisemitismus in der Nachbarschaft.....	19
4.7. Antisemitismus in den Sozialen Medien.....	20
4.8. Erfahrungen bei Veranstaltungen im öffentlichen Raum.....	21
5. Bewertung der politischen Reaktionen.....	22
5.1. Kritik am Umgang mit migrantischem Antisemitismus	23
5.2. Kritik am Verhalten der UNO.....	24
5.3. Bewertungen der deutschen Israel/Gaza-Politik.....	24
6. Folgen des 7. Oktober	27
6.1. Vermeidung von Erkennbarkeit	27
6.2. Folgen des 7. Oktober für die jüdischen Gemeinden.....	31
6.3. Gefühlszustand seit dem 7. Oktober.....	32
6.4. Gesellschaftliche Situation in Deutschland	34
6.5. Resümee: Gefühl der Heimatlosigkeit	36
7. Bewältigungsstrategien	38
7.1. Engagement	38
7.2. Jüdische Ritualpraxis.....	39
7.3. Freundschaften	39
7.4. Rückzug in jüdische Kreise.....	40
7.5. Rückzug in den Alltag	40
7.6. Selbstverteidigung	41
7.7. Auswanderungsgedanken	41
7.8. Vertrauen auf das Gute im Menschen	42
8. Erwartungen an die Politik	42
9. Vergleich der beiden Studien	44
Anhang: Erster Fragebogen für die Interviews	47
Zweiter, revidierter Fragebogen für die Interviews.....	47

Einführung

Im Herbst des letzten Jahres befanden wir uns in der Endphase unseres Forschungsprojektes. Dann massakrierte die Hamas israelische Zivilisten auf brutalste Weise.

Die Mehrheitsgesellschaft zeigte sich zwar zunächst solidarisch mit Israel und gestand ihnen ein Recht auf Selbstverteidigung zu, doch bald wurden diejenigen Stimmen lauter, die die Hamas und ihre Gewaltexzesse als „gerechtfertigte Form des Widerstands“ verteidigten.

Antiisraelische Narrative, die Israel das Existenzrecht absprechen, wie die Vorstellung von Israel als einer „Kolonialmacht“, wurden salonfähiger. Seit dem 7. Oktober finden in vielen Städten Deutschlands regelmäßig pro-palästinensische Proteste statt, die sich seit dem Frühjahr auf die Universitäten ausweiten. Da offen zur Vernichtung des Staates Israels aufgerufen wird und keine Distanzierung von der Hamas erfolgt, bezeichnen wir diese Proteste hier als „pro-Hamas“. Hochburgen der Pro-Hamas-Proteste sind die USA und das Vereinigte Königreich, die deutsche Proteste in ihrer Sprache und Ausdrucksform inspirieren. Für Jüdinnen und Juden bedeutet diese antiisraelische-Stimmung auf deutschen Straßen, in den Schulen, an Universitäten, in Social Media aber auch im persönlichen Umfeld, die nicht selten in offenen Judenhass übergehen, eine massive Beeinträchtigung des Sicherheitsgefühls.

Aufgrund dieses veränderten gesellschaftlichen Klimas entschlossen wir uns dazu, das Forschungsprojekt zu erweitern und eine Vergleichsstudie durchzuführen. Bereits in der ersten Studie fragten wir, wann sich Jüdinnen und Juden in Deutschland ihr Jüdisch-Sein zu erkennen geben und wann nicht. Entsprechend interessiert uns in der Vergleichsstudie, was sich konkret für die jüdische Community in Deutschland seit dem 7. Oktober geändert hat. Wie wirkt sich der Israel/Gaza-Krieg auf Juden und Jüdinnen hierzulande aus? Wo erfahren sie Antisemitismus und wie gehen sie damit um? Der vorliegende Forschungsbericht beruht auf einer zweiten Interviewrunde, die wir im Januar 2024 durchführten.

1. Gesprächsatmosphäre

Bei der Befragung zu den Folgen des 7. Oktober konnten wir auf die Gesprächspartner:innen zurückgreifen, die wir 2022 in der Studie zur Frage nach der jüdischen Ritualpraxis und Sichtbarkeit interviewt hatten. Dabei handelte es sich um insgesamt 46 Personen.

Es erklärten sich 22 Personen bereit, auch an der zweiten Studie teilzunehmen. Abgesagt wurde aufgrund von zeitlichen Engpässen, aber auch wegen der zu großen emotionalen Belastung, die eine intensive Auseinandersetzung mit dem Thema bei einem Interview bedeutet. Drei weitere Interviewpartner:innen konnten gewonnen werden, sodass im Januar 2024 insgesamt 25 Personen befragt wurden.

In der Kommunikation vor Stattfinden des Gesprächs äußerten einzelne Gesprächspartner:innen bereits, dass das Thema sehr schwer und emotional belastend sei, sie aber dennoch bereit wären, mit mir darüber zu sprechen. Die Interviews wurden, bis auf zwei Ausnahmen, per Zoom geführt und dauerten 20 bis 90 min. Ein Gespräch fand in den Geschäftsräumlichkeiten des Befragten statt, das andere in einem Café. Zwei Gesprächspartner:innen bevorzugten es, auf Englisch zu sprechen.

Die Stimmung während der Interviews war von Vertrauen geprägt und insofern entspannt, als dass die Befragten sehr offen über ihre Eindrücke und Gefühle sprachen. Einzelne Interviewpartner:innen, die im ersten Interview sehr distanziert und kritisch auftraten, sprachen nun wesentlich offener und zugänglicher. Die meisten bedankten sich im Nachhinein für das Gespräch und betonten die Wichtigkeit dieser Studie.

Die Betroffenheit der Befragten hing sehr stark davon ab, wie eng sie mit Israel verbunden waren. Diejenigen, die in Israel geboren sind und enge familiäre und freundschaftliche Verbindungen haben, sind emotional wesentlich stärker berührt als diejenigen, für die Israel in erster Linie als Reiseland von Interesse ist. Die persönliche Betroffenheit hing ferner davon ab, in welchem privaten und beruflichen Umfeld die Personen tätig sind und wie sichtbar sie ihre jüdische oder israelische Identität in nichtjüdischer Umgebung zeigen.

Circa die Hälfte der Befragten suchte nach Beendigung des eigentlichen Interviews das Gespräch. Sie interessierten sich entweder dafür, wie es den anderen bereits interviewten Personen erging oder es wurde an Themen angeknüpft, die im Interview angesprochen wurden. Häufig wurde die Frage diskutiert, welches Land auf der Welt eigentlich noch als sicheres Fluchtland infrage kommt. Die Interviewpartner:innen brachten auch ihre Ratlosigkeit hinsichtlich politischer Entwicklungen zum Ausdruck, sie wägen ab, wie sich politisch zu positionieren, ohne am Ende zu einer abschließenden Meinung kommen zu können. Grundsätzlich dominierte ein Gefühl der Ratlosigkeit, Hoffnungslosigkeit, aber auch ein Ringen danach, neue Perspektiven zu finden. Der 7. Oktober führte bei einigen dazu, alles infrage stellen zu müssen: den eigenen Freundeskreis, Deutschland als Heimat, Israel als Hinterhand, aber auch die globale Sicherheit, da aufgrund des Antisemitismus in weiten Teilen der Welt nur noch wenige sichere Länder für Juden übrigbleiben, aber auch wegen der aktuellen Gefahr der Eskalation der Kriege in Gaza und in der Ukraine.

Die Stimmung zwischen der ersten und der zweiten Runde unterschied sich fundamental. Beispielsweise Uri, ein junger Student, war im ersten Gespräch aufgeweckt, zuversichtlich und gesellschaftlich engagiert. Er ging sehr offen und locker mit seiner jüdischen Identität um. Als orthodoxer Jude ließ er seine nichtjüdischen Freund:innen an seiner jüdischen Lebenspraxis teilhaben. In unserem zweiten Gespräch im Januar 2024 wirkte er wie ausgewechselt. Er ist in Israel geboren und hat daher enge familiäre und freundschaftliche Beziehungen nach Israel. Zudem wurde er als Student in vielen Bereichen mit Antisemitismus konfrontiert. Besonders schockierte ihn das Schweigen und die Empathielosigkeit seiner nichtjüdischen Freund:innen. Seine tiefe Trauer und die Erschütterung, die er auf allen Ebenen in den letzten Monaten erfahren musste, nahmen ihm seine jugendliche Leichtigkeit und seinen Frohsinn. Ähnliches beobachtete ich bei einer anderen Interviewpartnerin. Durch den 7. Oktober brach sie den Kontakt zu Freund:innen ab, da sie von ihnen antisemitisch beleidigt wurde, und fühlte sich von den meisten alleingelassen, da sie ihren Schmerz nicht mitfühlen konnten. Sie bedauerte, fast ausschließlich nichtjüdische Freund:innen zu haben. Auch sie war vor dem 7.10. eine Person, die Leichtigkeit und Lebensmut ausstrahlte, nun aber von einer tiefen Trauer heimgesucht wurde und damit rang, diesen Optimismus wieder zurückzugewinnen.

Andere Personen, die zuvor selbstbewusst und ohne Angst durchs Leben gingen, beschreiben, zum ersten Mal in ihrem Leben Angst zu verspüren. Die Gespräche waren geprägt von einem Gefühl der allgemeinen Unsicherheit in Bezug auf viele Lebensbereiche. Zum Beispiel überforderte es einige, vor allem jüngere Leute, sich zum Nahostkonflikt

zu positionieren. Sie befanden sich zur Zeit des Interviews noch in tiefer Trauer und erlebten regelmäßig, von Freund:innen oder Bekannten zu einer Stellungnahme gedrängt zu werden. Zudem wurde angezweifelt, ob Deutschland noch eine sichere Heimat für Juden ist. Großes Mitgefühl wurde für die israelischen und die zivilen palästinensischen Opfer ausgedrückt.

2. Reaktionen des jüdischen Umfelds auf den 7. Oktober

Die Antwort auf die Frage, wie das jüdische Umfeld auf den 7. Oktober reagiert hat, fiel einheitlich aus. Signifikant häufig wurden die Reaktionen mit „Schock“, „Trauma“ oder „Ohnmacht“ beschrieben, wie Aaron: *„Traumatisiert (...) Also mir ging's bestimmt zwei Wochen richtig schlecht. Also der Schlafrhythmus war gestört, mein ganzes Leben war erschüttert. Es kam ja auch nicht alles auf einmal. Es kam ja dann über die zwei-Wochen-Distanz wurde immer deutlicher, was passiert ist. Und ich war erschüttert, ganz klar. Also nach 45 und der Anschlag auf München 72 war das mit Abstand das grausamste Pogrom der Nachkriegszeit.“* Debora war am 7.10. anlässlich des jüdischen Feiertags Simchat Torah in der Synagoge und erzählt: *„Am 7. Oktober abends, es war ja ein Feiertag. Wir waren abends im Gottesdienst und wir lagen uns in der Synagoge alle weinend im Arm.“*

Besonders schlimm erging es denjenigen, die eng mit Israel verbunden sind. Die Befragten machten sich große Sorgen um Freund:innen/Bekannte, die in Israel lebten oder zu dem Zeitpunkt in Israel waren. Es entstanden Netzwerke zur Unterstützung der Opfer in Israel, aber auch zur Stärkung der mittelbar Betroffenen in Deutschland. Uri erzählt: *„Ich habe Leuten geschrieben, mit denen ich länger auch nicht gesprochen habe, von denen ich weiß, dass sie gerade in Israel sind und das war halt so ein kleiner Mobilitätsdruck, um zu schauen: Okay, wer ist wo? Wie geht's wem?“* Vanessa berichtet davon, dass sich Juden in Deutschland gegenseitig unterstützen: *„Es gibt z.B. Leute, die sagen, ich habe ein Zimmer zur Untermiete, oder ich suche eine Untermiete. Oder: Dort ist ein koscheres Café.“*

Unverzüglich nach dem Massaker erhöhte sich die Bedrohungslage für jüdische Einrichtungen in Deutschland. Neben der Sorge um Israel breitete sich eine große Besorgnis um die eigene Sicherheit aus. Samuel besuchte am 7. Oktober einen Schabbaton (jüdisches Wochenendseminar). Aus Sorge zogen die Veranstalter zunächst die Unterbrechung in Erwägung. In Absprache mit der Polizei wurde dann ein Polizist abgestellt, sodass die Veranstaltung weitergehen konnte: *„Und dann haben sie mit der Polizei gesprochen und da war der Polizeiposten den ganzen Tag gegenüber und auf der anderen Straßenseite und haben geguckt.“*

Viele Gesprächsteilnehmer beobachteten in ihrem jüdischen Umfeld eine Verunsicherung hinsichtlich der Frage, ob das Judentum in Deutschland überhaupt noch eine Zukunft hat. Gabriel subsumiert: *„Die waren alle total unter Schock, und sind das also nach wie vor. (...) Alle, mit denen ich gesprochen habe, ausnahmslos, haben gesagt, dass jüdisches Leben in Deutschland bzw. Europa gar keine Zukunft haben wird, wenn sich das so entwickelt. Und eigentlich muss man sagen, alle überlegen, was sie jetzt machen.“* Viele diskutierten auch in den Nachgesprächen die Frage, welches Land der Welt überhaupt noch für Juden sicher ist.

Unseren Interviewpartner:innen half es ungemein, sich mit Nahestehenden auszutauschen. Uri erzählt: *„Und dann haben wir sehr viele offene Häuser gehabt auf einmal, wo sich Leute einfach versammelt haben, weil alleine durchzugehen oder halt in einem Umfeld gerade zu sein, wo halt niemand das irgendwie mitmacht, ist ein bisschen schwer. Wo es eben möglich war, seine Emotionen ein bisschen zu verarbeiten“*. Viele Interviewpartner:innen teilten die Erfahrung, dass das nichtjüdische Umfeld den Schmerz und die Trauer nicht nachvollziehen konnte, was einen Rückzug in jüdische Kreise beförderte, so auch bei Mila: *„Der jüdische Bekanntenkreis konnte am besten den Schmerz nachvollziehen, so, dass dieser Kreis enger, geschlossener und beschützender wurde. Man stand zueinander mehr denn je. Man positionierte sich und unterstützte sich, warnte und half.“* Luisa litt sehr darunter, dass sie zuvor *„kaum noch ein jüdisches Umfeld“* hatte, und darum *„nicht mal (...) jemanden hatte, der diese Wut mit mir teilen konnte“*. Diese Erfahrung der Einsamkeit nahm sie zum Anlass, sich einen jüdischen Freundeskreis aufzubauen.

3. Auswirkungen des 7. Oktober auf das Verhältnis zum Staat Israel

3.1. Verbundenheit mit dem Staat Israel

Die Sorge um die Zukunft um den Staat Israel führte bei einigen Interviewteiler:innen zu einer verstärkten Identifikation mit dem jüdischen Staat. Aufgrund des Anstiegs von Antisemitismus in Europa wurde vielen bewusst, wie wichtig die Existenz eines jüdischen Staates für Juden weltweit ist. Gabriel erwägt folglich, sich weniger in Deutschland zu engagieren, sondern seinen Fokus auf die Unterstützung Israels zu lenken.

Auch Renate beobachtet bei sich selbst, aber auch in ihrem Umfeld, eine größere Solidarität: *„Vor dem 7.10. war man ja viel gleichgültiger. Also, da konnte man ja auch Israel mögen oder nicht mögen, das war alles nicht so wichtig, aber inzwischen gibt's natürlich eine größere Solidarität und man gehört halt dazu. Right or wrong, my country.“* Als Reaktion auf die schwierige Situation in Israel unterstützt zum Beispiel Samuel Israel finanziell. Ihm war es wichtig, dass sein Geld nicht in falsche Hände gerät: *„Und ich habe ein paar Organisationen in Israel gespendet. Aber ich muss sagen, ich habe sehr genau geschaut, wohin. Weil, ich habe keine Lust, dass mein Geld geht, um die rechtsradikale Regierung unterstützen. Ja, ich will die Menschen unterstützen jetzt.“* Auch Anja wollte Israel am liebsten umgehend praktische Hilfe zukommen lassen, entschied sich aber dagegen: *„Ich habe natürlich mit mir gerungen. Mein Mann auch. Ob wir nicht gleich hinfahren und so. Oder fliegen. Aber da – ich weiß nicht, wie wir da helfen könnten. (...) Ich kann keine Sprachen, ich spreche überhaupt nicht Hebräisch. Ich kann auch kein Englisch.“*

Yael ist in Israel geboren und lebt seit 18 Jahren in Deutschland. Mit dem 7. Oktober wurde ihr bewusst, dass sie „Israeli im Herzen“ sei und sich niemals als Teil der deutschen Gesellschaft sehen könne: *„Also, das ist mir klargeworden: Egal, ob ich schon 18 Jahre hier bin, mein Herz ist mit Israel. Also, damit beschäftige ich mich jetzt im Alltag. Das ist eher, als was hier läuft. (...) Die Welt hat sich geändert seit 7. Oktober. Das ist meine ganze Wahrnehmung. Auch die Art, wie ich politisch denke.“*

Zwar verstärkte sich für viele Interviewteilnehmer:innen der Bezug zu Israel, was jedoch nicht in einer Unterstützung der Netanjahu-Regierung mündete. In den Gesprächen wurde immense Kritik an der Netanjahu-Regierung geübt. Viele schreiben ihr eine zentrale Verantwortung für die derzeitige Lage zu. Dina hat den Eindruck, Netanjahu wolle mit dem Krieg in Gaza von seinem eigenen Versagen, das Massaker nicht verhindert zu haben, ablenken. Gewalt sei keine Lösung, denn sie produziere nur noch mehr Gewalt. Zahlreiche Interviewpartner:innen zeigten sich bestürzt über den Verlauf des Gaza-Krieges und zeigten ihre Anteilnahme anlässlich der Opfer des Krieges. Viele zeigten sich besorgt um die Zukunft in der Region.

Weiterhin entpuppte sich für einige die Gewissheit, Israel sei *„unsere Rückhand, unsere Versicherung“* als *„Illusion.“* Die große Unsicherheit, wie Israel diese Krise überleben wird, bewegt auch Yaara. Auch für sie ist Israel als sichere Hinterhand weggefallen: *„Konkret, dass ich mich hier nicht sicher fühle und Israel, das eine Alternative immer gewesen ist, wenn was hier passiert, ist auch jetzt für mich sehr unsicher. Also nicht, dass ich denke, dass Israel nicht mehr existiert. Aber eine sehr schwere Zeit steht vor uns. Jetzt wird Israel von allen Fronten (...) attackiert, und zu viele Feinde, ja. Und noch eine schlechte Regierung in Israel, sehr schlechte Regierung. Viele, zu viele Idioten, die da sprechen. Entschuldigung.“* Für Natan steckt Israel in der größten Existenzkrise seit der Gründung: *„Ich bin mit dem Land Israel sehr verbunden und ich mache mir große Sorgen, das Land überhaupt, jedenfalls unter dieser Regierung, überleben kann.“* Einen Funken Hoffnung scheint Natan zu haben, da er auf eine internationale Glücksstudie verweist, die zu dem Ergebnis kam, dass Israel eine sehr hohe Resilienz aufweist: *„Und die haben gesagt, das Glück ist möglicherweise nicht so hoch, wie da oben, Schweden, aber die Zuversicht ist sehr groß, ist sehr hoch. Also die Resilienz ist sehr hoch.“* Auch Jeanette verweist auf die „selbstkritischen“ Stimmen innerhalb Israels, *„und das ist ein Hoffnungsschimmer, würde ich sagen.“*

3.2. Antizionistische Positionen

In der Interviewrunde über Antisemitismus nach dem 7. Oktober hoben sich die Reflexionen von zwei Befragten gegenüber den übrigen Antworten ab. Rachel und Oliver vertreten Ansichten, die sich hinsichtlich ihres Verhältnisses zum Staat Israel und der Bewertung des Krieges gegen die Hamas in Gaza sehr wesentlich von denen der übrigen Interviewten unterscheiden. Sie distanzieren sich vehement vom Staat Israel und bekräftigen in der Bewertung des Kriegsgeschehens in Gaza die Positionen, die Israel Genozid vorwerfen. Ihre einseitige Parteinahme gilt ausschließlich der palästinensischen Seite. Ihre Schlussfolgerungen aus dem Geschehen, ihre Leugnung des Existenzrechts Israel als jüdischer Staat, auch ihr Erleben der politischen Vorgänge in Deutschland nach dem 7. Oktober sind den Aussagen der anderen Gesprächspartner:innen geradezu diametral entgegengesetzt. Darum werden ihre Haltungen zu Israel, zum Krieg gegen die Hamas, die Reaktionen ihres Umfeldes und ihre Wahrnehmung von Antisemitismus hier in diesem Abschnitt umfassend dargestellt.

Schon in der Erstbefragung im November 2021 war die distanzierte Haltung beider zum Staat Israel sichtbar geworden. Oliver sah ihn als *„totally problematic“* an und meinte, dass er *„not interested in a religious-ethno state“* sei. Rachel äußerte: *„It means coloni-*

alism to me, and it means the oppression of the Palestinian people to me". Bei der Nachbefragung im Januar 2023 zu den Folgen des 7. Oktober und zur Wahrnehmung des Antisemitismus in Deutschland hatte sich diese Ablehnung verstärkt. Zum Zeitpunkt des Hamas-Überfalls auf Israel befand sich Rachel in New York, dort erlebte sie die tiefe Betroffenheit der jüdischen Gemeinschaft: „*Everybody knows somebody who knows somebody who died (...) or was kidnapped. (...) There's a lot of people in an enormous amount of pain*". Aus ihrem Freundeskreis in Deutschland erkundigten sich Leute nach ihrem Wohlbefinden. Diese Geste nahm sie zwar als gutgemeint und anteilnehmend wahr, betrachtete sie aber als „*conflation of me as Jewish with Israel, which I've never been to Israel*". Sie betonte: „*That conflation is very problematic for me and something that I actually feel very strongly against*". Schon in der Erstbefragung mehr als zwei Jahre zuvor hatte sie herausgestellt, dass diese „*conflation*“ (sie verwandte dieses Wort im Zweitinterview vier Mal) in ihren Augen antisemitisch sei. Sie sagte: „*There's so much that I love about being Jewish, and I feel like Israel actually destroys so much of that*". Sie schätzt am Judentum, dass es sich Definitionen von religiöser, ethnischer, kultureller und geographischer Zuordnung entziehe und trotz seiner weltweiten Diasporaexistenz eine Grundhaltung von Zusammengehörigkeit und Verantwortung füreinander bewahrt habe. „*The beauty of being Jewish to me*“ liegt für sie in „*this connection and this joy and humanity*“. Das nimmt sie zum Ausgangspunkt für einen radikalen Universalismus, der alle Gruppenabgrenzungen überwindet: „*That to me is the most modern and forward-thinking way of being humans in the world (...) to be kin to each other*". Mit Blick auf den Staat Israel unterstreicht sie: „*I don't think ethnic nationalism ever works out for anybody ever in history*". Die nationalen Ansprüche der Palästinenser hingegen rechtfertigt sie als „*to acknowledge their basic humanity*“.

Oliver äußerte: „*I should state I'm hundred percent an anti-Zionist*“. Auch er weist die Verbindung von Judentum und Staat Israel zurück: „*There's a difference between Israelis and Jews, just like there's a difference between Catholics and Italians*“. Er plädiert ebenfalls für einen radikalen Universalismus, dort findet er seine jüdische Identität: „*I think the Jews of the diaspora have a strong identity and a strong voice, and we have to keep that, keep that going and be proud of that, and distance ourselves from Israel and renounce it and call out colonialism and white supremacy. (...) That's part of our heritage also. (...) That's where I'm finding my identity*“. Das geht einher mit einer Absage an Israels Existenzberechtigung als jüdischer Nationalstaat. Oliver findet starke Worte und greift auf Kategorien des Decolonization-Diskurses zurück: „*If your indigenous movement is not global, if you're not going to fight for the rights of indigenous people everywhere, then what are you doing? What is it? It's (...) white supremacy.*“ Rachel meint, dass jüngere Juden und Jüdinnen den Staat Israel heute „*much more in the context of colonialism and racism and part of a broader struggle on those fronts*“ bewerten. Sie macht hier einen Generationenunterschied aus: „*The older generation, there's such a vivid and visceral connection to the Holocaust and to ideas that I don't think are actually true, but there's still this thing of this sort of romantization of Israel that it's this collective paradise, you know, a land without a people for a people without a land, that it's been made into this garden, it's the only safe place for Jews in the world (...) all this sort of the fantasy of what it was supposed to be versus the reality of what it is. And I think, younger people aren't attached to that*“.

Beide berufen sich in der Begründung ihrer universalistischen und antizionistischen Positionen auf die Shoah. Oliver bezieht sich auf die Autorin Deborah Feldman: „*There's*

only one lesson from the Holocaust: (...) unconditional human rights for everyone". Und mit diesen "Lehren aus dem Holocaust" erklären beide ihr gegenwärtiges politisches, antiisraelisches Engagement. Oliver motiviert sich dabei mit der Frage: *"How do I bring honour to my ancestors, the Holocaust victims, you know?"*. Und auch Rachel stellt diesen Zusammenhang her: *"As Jewish you grow up thinking: What would I have done, back in 1930-something, 1940-something? And now we're in this moment again. (...) And I don't want to look back at this moment and be ashamed of myself"*. Sie hatte schon früher in einem ihrer Projekte als Künstlerin Symbole der historischen Judenverfolgung auf den Gaza-Streifen und das Leben der palästinensischen Bevölkerung dort übertragen, seither pflegte sie viele Kontakte zu Palästinensern. Ihre jüdische Herkunft sieht sie geradezu als Verpflichtung, sich gegen den Staat Israel und auf Seiten der Palästinenser zu engagieren: *"I feel as a Jewish person, especially a Jewish person in Germany, a moral obligation because if we don't speak out against genocide, then who are we?"*.

Rachel ist überzeugt: *„What Israel is doing to Palestinians is definitely ethnic cleansing and really“*, es ist *“genocide to me“*. Und sie unterstellt zudem: *“The way the Palestinian people have been treated as a kind of slow-motion genocide for a long time, so we could all kind of not see it, right?“*. In den Äußerungen beider zum aktuellen Krieg in Gaza fällt auf, dass sie eine Frontstellung Israel gegen das palästinensische Volk betonen. Rachel bekräftigt das: *“It's clearly not Israel against Hamas, it's clearly against the Palestinian people“*. Die Hamas wird kaum erwähnt, deren Narrativ und Daten werden nicht hinterfragt. Das Wort „Hamas“ nennen beide jeweils vier Mal, die Worte „palestinian“ bzw. „Palestine“ werden 18 Mal (Rachel) bzw. 16 Mal (Oliver) gebraucht. In Bezug auf Ablauf und Ausmaß des Hamas-Massakers am 7. Oktober 2023 werden Zweifel geäußert. Oliver sagt: *“We still don't know what happened, we still don't know. You still don't have an idea of what happened on October 7th. Was there an investigation, was the UN there? Like, we don't have any idea. (...) How was Hamas able to carry off this multi-hour attack? We still don't know what happened. We don't have a complete picture of that day“*. Er sieht zwar das Leid der Opfer dieses Überfalls auf israelischer Seite: *“Deep down in my heart, there is a space that I feel that will never be satisfied because the hostages and their families. What they went through was real, too, (...) their pain is real as well“*. Aber dann minimiert er es durch einen quantitativen Vergleich mit der Zahl der von der Hamas angegebenen Kriegesopfer: *“And it is forever married to over 30,000 innocent civilians“*. Ähnlich argumentiert Rachel, indem sie die Berichte über Vergewaltigungen an israelischen Frauen relativiert: *“In the whole conversation about rape and October 7th and then (...) not seeing all the people who are sexually abused, like the Palestinian prisoners, many of whom have been sexually abused, and yet that doesn't raise the same (...) triggering that the discussion of rape on October 7th does“*. Da beide für sich hohe moralische Maßstäbe beanspruchen, überrascht dieses Ausblenden der von der Hamas verübten Gewalt dann doch. Oliver hatte sich charakterisiert als *„grasping onto my leftist radical roots“* und als *“always been a leftist radical liberal feminist, body acceptance homosexual“*. Das Ausmaß seiner Naivität oder vielmehr Ignoranz wird an folgender Äußerung deutlich: *“Part of me wants to go and do Aliyah and, like, fight from the inside. (...) I should just go to Israel, I should just claim my birthright. I should just get all the benefits and then just, like, open my settler home to Palestinians and put a rainbow flag on it in the West Bank and bring some (...) party time over there“*. Im Folgenden bezog er sich noch zwei weitere Mal auf die Aussage, dass Hamas homosexuelle (palästinensische) Männer umbringe, indem sie von Hochhausdächern geworfen würden, setzte sich aber nicht kritisch damit auseinander.

Auf die Frage zur Reaktion seines nichtjüdischen Umfeldes auf das Massaker am 7. Oktober und den Krieg in Gaza antwortete Oliver: *“I don’t really remember that because it was so traumatic. But I just remember spending like the first week in kind of a shock, information-gathering, absorbent kind of state, laying in bed and isolating.”* Er beschreibt sehr eindrücklich den emotionalen Ausnahmezustand, wie er auch von anderen Befragten benannt wurde: *„It took me about ten days to get up to speed. (...) I was like on a slow roll of just watching and learning and listening. And then, a huge fountain of things, reactions coming in online”*. Offenbar war es nicht allein die Wirkung der Ereignisse in Israel, die ihn sprachlos machten, sondern auch die Unsicherheit, wie er sich politisch dazu positionieren sollte: *„I kind of just did not know how to be Jewish, be against a government of Jews“*. Dazu kamen wohl auch Äußerungen seiner Angehörigen, die seinen eigenen Bewertungen entgegenstanden: *“I was in shock. It was an identity crisis. I had to be estranged from my family, my siblings, my nephews, my nieces. Like, that’s all gone”*.

Wegen ihrer antiisraelischen Haltungen schlug beiden nach dem 7. Oktober viel Ablehnung aus ihrem persönlichen Umfeld entgegen. Oliver schilderte es so: *“Some people call me disgusting, some people called me a Kapo, some people called me a self-hating Jew, some people told me I was antisemitic. Everybody, even my family members, told me if I lived in Gaza that they [Hamas] would throw someone like me off a rooftop. So, I got it all. I had my cousin from Israel sending me a Jewish state media complete with the little menorah, the Davidleuchter in the little corner from the state of Israel. I was harassed on Instagram, I was harassed in my private email, and I blocked them all”*. Die Beschuldigung als *“self-hating Jew”* war auch Rachel schon zuvor wegen ihres Kunstprojekts über Gaza begegnet. Obwohl die Positionen beider in ihrem Umfeld vorher bekannt waren, kam es jetzt zu Kontaktabbrüchen. Oliver zeigte sich davon sehr getroffen: *“Right now (...) can’t communicate with my family and my siblings because of this, because, why would I? Why would I? So, Netanyahu blew up my family, he blew up Gaza, he blew up my family, but it’s not like we didn’t have issues before with their Republican views. So, I just take no pride in genocide, and I, you know, I got out of there”*. Er fügte hinzu: *“I have to learn to grieve my family”*. Von einem solchen Einschnitt in ihren familiären Beziehungen berichtete Rachel nicht, aber: *“Even though I can be sad about certain personal encounters and that people are unhappy with me, I could not live with myself if I didn’t say something. And I’m very, very grateful for my Jewish friends who are all in this conversation (...) who are all trying to figure out how to stop this and how to find a way forward that’s actually constructive and actually peaceful”*.

Sehr bald nach dem 7. Oktober begannen Rachel und Oliver, sich politisch zu engagieren. Beide berichteten von jüdischen Organisationen wie „Jewish Voice for Peace“, „If Not Now“ und „Jüdische Stimme für gerechten Frieden in Nahost“. Für Oliver war das sogar ausschlaggebend dafür, einen neuen Zugang zu seinem Jüdisch-Sein zu finden: *„Last year I kind of renounced my Judaism. And then a friend of mine said, ‘Look what the Jewish Voices for Peace are doing in New York. Look what the Jüdische Stimme is doing. And then I had friends that were surprisingly already members of the Jewish leftist organizations in Berlin. And then all of a sudden, I was like, ‘I’m Jewish again’. I’m Jewish again if being Jewish is standing up against genocide, a war, then I’m Jewish again”*. Die Teilnahme an propalästinensischen Demonstrationen wurde zu einer Neuentdeckung einer für ihn lebenden jüdischen Identität: *“I tried to look up ways to formally leave Judaism [lacht] and everybody told me it was impossible. And I’m happy to be a Jew fighting this, standing in solidarity against genocide and white supremacy and all this colonialism crap”*. In diesem

Zusammenhang konnte er sich auch wieder auf jüdische Symbole einlassen. Ein Freund aus New York schickte ihm eine Druckvorlage für ein T-Shirt oder ein Poster, die den Davidstern in den palästinensischen Nationalfarben zeigt: *“It says ‘Another Jew’ and it has the Jewish star. It’s on a black background, and the Jewish star in green and red, and the writing is in white. And it says, ‘Another Jew for a Free Palestine’*. Andere Mitglieder der “Jüdischen Stimme für gerechten Frieden in Nahost” tragen palästinensische Keffiyes, aber für sich möchte er das nicht beanspruchen: *“It doesn’t feel quite right. (...) I would rather wear a tallit and a kippah and go with my watermelon flag”*. (Wenn das Zeigen von Nationalfahnen polizeilich untersagt ist, benutzen palästinensische Demonstranten häufig das Bild einer Wassermelone, die mit ihrer Farbigkeit grün-rot-schwarz-weiß als Zitat der Nationalflagge dient). Mehrfach kommt Oliver darauf zu sprechen: *„I have my watermelon flag and I march when I can in solidarity”*. Seine Palästina-Solidarität ist nun Ausdruck seines Judentums: *„Once I got it clear in my head that it was the Jewish thing to do, it was great. It feels good to be around like-minded people”*. Die Protestaktionen eröffneten ihm neue soziale Bezüge anstelle der zur Familie abgebrochenen Kontakte.

Auch Rachel beteiligte sich an Protestaktionen: *“I am deeply, deeply grateful for their actions and their being in public, and I participated in them. And it was just Jewish Voice for Peace, If Not Now, and a few other groups”*. Dazu ergänzte sie: *“I was very quickly with the people calling for a ceasefire and that to escalate was not going to get the hostages out”*. Sie bemängelt, dass die Öffentlichkeit eine *“monolithic Jewish response”* auf den 7. Oktober und seine Folgen erwarten würde, das wäre eine Art von *„war mentality“*.

Befragt nach ihrer Bewertung der deutschen Politik, kritisierte Rachel heftig: *„What a fucking bunch of losers, (...) absolutely pathetic and lacking in moral clarity or courage, both in the US and here. I’m appalled and heartbroken at the dehumanization of Palestinian people and the inability to even see that they’re doing that and to not realize that that’s just replicating the mistakes of the past”*. Wieder bezieht sie sich auf die deutsche Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit: *“I was so impressed by German education attempts to engage with the past, but the emptiness of it has been made very clear to me right now because it’s just this weird fetishizing of Jews and the Holocaust. (...) Learning anything? It doesn’t matter who the victim is. It could be Jews one decade, it can be Muslims or Palestinians the next decade, it’ll be somebody else the next. If you don’t understand that the mechanisms are the same, it’s just a different group, then you really haven’t learned anything. And this whole “Never again” is just ridiculous”*. So wie sie sich als Jüdin in einer besonderen historischen Verbindung zum Holocaust sieht und daraus die Verpflichtung ableitet, gerade den Palästinensern als vermeintlichen Opfern von jüdischem Nationalismus zur Seite zu stehen, so erwartet sie es auch von den Deutschen mit ihrer spezifischen Geschichte. Ähnlich formuliert es Oliver: *“The German government, I don’t understand it, and it is so embarrassing and so shameful that to be gay and be Jewish and to live here and to have the Holocaust weaponized as a justification for violence is bizarre. Also, it pushes all Jews into this Israeli-bound identity”*.

Da beide im Kunstbetrieb tätig sind, gingen sie auf die im Januar tobende Diskussion um die vom Berliner Kultursenator bekräftigte Klausel unter Förderverträgen ein, in denen sich die Zuwendungsempfänger verpflichten sollten, sich gegen Antisemitismus gemäß der IHRA-Definition auszusprechen. Rachel protestierte: *„You were supposed to, like, you had to say 10,000 times ‘ Hamas is bad ’ before you could even discuss what Israel was doing”*. Das habe nichts mit dem Kampf gegen Antisemitismus zu tun: *“It’s about control (...) not about engaging with things”*. Oliver pflichtete dem bei: *„We’re oppressed“*.

Befragt zu ihrer Wahrnehmung des Antisemitismus in Deutschland seit dem 7. Oktober gab Rachel an, keinen Judenhass erfahren zu haben, zumindest „*not personally*“, aber doch „*a little bit*“ in Posts auf Social Media. Sie greift in dieser Frage zu einer Umkehrung: Das Vorgehen Israels in Gaza und die weltweite Empörung darüber „*will lead to a rise of antisemitism*“. Das hält sie dem Postulat von Israel als Zufluchtsort für Jüdinnen und Juden entgegen: *“I feel like Israel and Israel’s actions make me less safe in the world, absolutely, because I think, understandably there’s outrage at what Israel’s doing and because of the conflation of Jews with Israel”*.

Oliver meinte zu dem unter Juden und Jüdinnen verbreiteten Gefühl der Unsicherheit: *„I can understand it, but it’s ultimately paranoid. (...) If you want to do something to protect yourself, and if you want to do something to feel better about yourself and more safe, you should be a visible Jewish voice in solidarity against the slaughter, starvation of the people of Gaza. That’s how I got brave, and that’s how I joined. I didn’t stay in isolation. (...) I really don’t feel this paranoia. I don’t share it.”* Er ist eher besorgt über Gewalt gegenüber Palästinensern, auch das sei für ihn ein Grund, demonstrieren zu gehen: *„I’m also here to use my privilege and my whiteness, because it’s really tough for Palestinians and Arabs living in Germany right now“*. Dagegen würde *„criminalizing Palestinian voices for freedom“* gar nichts bewirken, um Antisemitismus zu bekämpfen oder *„regular Jews like me“* persönlich zu schützen: *„It elevates this Kippah-wearing conservative heterosexual, you know, it has a very limited idea of what a Jew is. I’m not safe now because if I criticize Israel [lacht] I could be seen as antisemitic”*.

Es ist offensichtlich, wie sehr sich die antizionistischen Einstellungen von Rachel und Oliver von den Aussagen der übrigen Interviewpartner:innen unterscheiden. Ihre Bewertungen des Staates Israel, des Krieges gegen die Hamas, ihre Wahrnehmungen zum Antisemitismus in Deutschland ähnelten sich sehr, was aber nicht so sehr überrascht, zieht man in Betracht, dass sie eine ähnliche jüdische Sozialisation teilen. In der ersten Interviewrunde hatten sie über diese Auskunft gegeben. Beide stammen aus New York, sind vor ca. zehn Jahren nach Deutschland übersiedelt, wo sie beruflich in der Kunstszene tätig sind. Israel haben sie nie besucht, kennen also das Land nicht aus eigener Anschauung. Der Pessach-seder (Rachel) und das Zünden der Chanukkalichter (Oliver) sind die einzigen Bestandteile des jüdischen Jahreskreises, die sie praktizieren. Sie gehören nicht einer Gemeinde an und haben keinen Anschluss an jüdische Institutionen hierzulande. Ein wichtiger Bezugspunkt für ihre jüdische Identität ist die Schoah, aus der sie als Schlussfolgerung ihren radikalen Universalismus und ein hohes Unrechtsbewusstsein ableiten. Diesen moralischen Anspruch richten sie nun gerade gegen den Staat Israel mit seinem Anspruch, ein jüdischer Nationalstaat zu sein. Ein solcher sei im Grunde ein Verrat an den von ihnen postulierten Lehren aus der Schoah. So kommt es zu einer Holocaust-Inversion, also Genozid-Vorwürfen, die gegen den Staat Israel gerichtet sind. Es scheint beiden nicht als Widerspruch aufzustoßen, dass sie sich zugleich auf die Seite eines anderen Nationalismus, nämlich des palästinensischen, stellen. Hinzu kommt, dass beide einem amerikanischen Milieu angehören, in dem der decolonization-Diskurs geführt wird, der jüdische Israelis als weiße, privilegierte Kolonialmacht und „*oppressor*“ definiert, während die Palästinenser als die autochthone Bevölkerung und „*oppressed*“ angesehen werden. Ihre Einschätzung des Hamas-Überfalls am 7. Oktober und des anschließenden Kriegsgeschehens war vollkommen einseitig und sehr darum bemüht, die Bewertung der Ereignisse dem vorgefassten Urteil über den israelisch-palästinensischen Konflikt einzupassen. Die Berufung auf eine vermeintlich erhabene Moralität schließt eine differenziertere Wahrnehmung der Wirklichkeit aus.

Beide blenden dabei den Terror und die Gewaltherrschaft der Hamas, ihre Unterdrückung der eigenen palästinensischen Bevölkerung, ihr Islamismus und ihre grundsätzliche Ablehnung eines westlichen, liberalen Lebensstils, den gerade Oliver und Rachel für sich beanspruchen, aus. Zugleich werden die antizionistische Position und die einseitige Parteinahme zugunsten der Palästinenser mit einem enorm hohen moralischen Anspruch präsentiert, dass es wie ein aggressiver Monolog wirkt. Abweichenden Perspektiven oder auch nur Nuancen wird kein Raum gegeben. Es ist ein sehr duales Weltbild, das sich einer echten Auseinandersetzung mit der Realität verweigert und somit auch keinen Antisemitismus zu erkennen vermag.

4. Reaktionen des nichtjüdischen Umfelds

Neben diesen immensen Existenzsorgen um den Staat Israel und der Erschütterung von als sicher geglaubten Gewissheiten, empfanden die meisten Befragten auch die Reaktionen von nichtjüdischer Seite als alarmierend.

4.1. Reaktionen im privaten und beruflichen Umfeld

Eine Minderheit von sieben Personen erfuhr im privaten und beruflichen Umfeld sehr viel Unterstützung und Anteilnahme anlässlich des Massakers vom 7. Oktober. Debora hat Familie in Israel und erlebte von Seiten ihrer Kolleg:innen und Freund:innen sehr viel Rückhalt und Verständnis für ihre Trauer: *„Erstaunlicherweise sehr positiv. Also, ich wurde sehr schnell kontaktiert. (...) wirklich viele Nachrichten von Menschen, wo ich dachte: Was, die wissen noch, dass es mich gibt? Also, wo ich überhaupt nicht damit gerechnet habe. Also, das war sehr positiv, wirklich sehr positiv.“* Für Tamara ist es keine Selbstverständlichkeit, dass ihr Freundeskreis so unterstützend reagierte: *„Alle in meinem Freundes- und Bekanntenkreis waren eindeutig entsetzt. (...) dann schlug ja die Stimmung um, was in meiner persönlichen Umgebung nicht der Fall war.“*

Noam berichtet von einer berührenden Situation im Fitness-Studio. Da er häufig T-Shirts mit Davidstern trägt, ist er als jüdisch identifizierbar: *„Schön fand ich, dass nach dem 7. Oktober einer der Männer, die da auch immer trainieren, auf mich zukam und ohne ein weiteres Wort mir die Hand reichte, sich sehr berührt zeigte. Das hat mich sehr berührt. Tut gut.“* Ferner erzählt er, dass es nach dem 7.10. Solidaritätsmahnwachen vor seiner Synagoge gab, die während des Gottesdienstes vor dem Gebäude blieben. Auch das empfand er als tröstend: *„Ich bete in dieser Synagoge das Abendgebet (...), ich weiß, da sind viele Menschen, die dort vor der Synagoge da sind, (...) dieses Gefühl zu wissen, da sind jetzt hunderte Menschen, die uns schützen.“* Gabriel erlebte Unterstützung vonseiten seiner Facebook-Community, die auf seine Spendenaktion reagierte, sodass er innerhalb kürzester Zeit 180.000 € für die Opfer des Massakers sammeln konnte. Er konstatiert: *„Die Mehrheit halt war nichtjüdisch, die uns da unterstützt haben.“*

Einige Befragte zeigen sich irritiert über die Reaktionen des nichtjüdischen Umfeldes. Nichtjüdische Deutsche reagierten anfangs zwar mitfühlend, verstünden jedoch nicht die

Tragweite der existentiellen Krise, in der sich Israel befindet. Dies führte zu einer emotionalen Distanzierung zwischen den jüdischen Interviewteilnehmer:innen und ihren nichtjüdischen Freund:innen.

Natan versucht, sich das Verhalten zu erklären: *„Also das ist wirklich nicht sicher, ob Israel in den nächsten zwei Jahren existiert. (...) Diese Dimension, die meisten Leute, mit denen ich gesprochen habe, die kapieren das nicht. Das ist kein Vorwurf. Warum sollen sie kapieren? Ich kapiere auch nichts, was gerade in Afghanistan oder in Tadschikistan passiert irgendwie. Diese Unruhen.“* Auch Yael gibt an, dass ihr nichtjüdischer Freundeskreis sie so weit unterstützt, wie er kann: *„Auf der Oberfläche waren sie schon unterstützend (...), wie sie konnten, oder wie sie dachten, dass es geht.“* Luisa fühlt sich seit dem 7. Oktober allein in ihrer Trauer, da ihr Freundeskreis fast ausschließlich aus nichtjüdischen Menschen besteht. Auch ihr Lebensgefährte ist kein Jude. Er verstand zwar, dass *„Ausnahmestand bei mir herrscht, aber so wirklich spüren konnte er das dann auch nicht.“*

Andere äußerten ihre Enttäuschung darüber, wie wenig Mitgefühl von nichtjüdischen Freund:innen oder Nachbar:innen gezeigt wurde. Gabriel berichtet: *„Sie haben überhaupt nicht nachgefragt bei mir, obwohl sie wissen, dass ich Familie in Israel habe. (...) Meine muslimischen Bekannten, die haben mich angerufen, haben sofort gefragt, ob alles okay ist. Aber von meinem ganzen christlichen Umfeld, da kam genau null Nachfrage.“*

Die Interviewteilnehmer:innen beobachteten von nichtjüdischer Seite eine gewisse Verunsicherung, wie mit dem Thema umzugehen. Dinas Freundeskreis hat sich daher fragend an sie gewandt, um Hintergrundinformationen zu politischen Fragen zu erhalten. Muriel führt die zurückhaltenden Reaktionen auf ein Gefühl der Verunsicherung zurück, *„wie sie da Stellung beziehen sollen, weil ich denke, viele kennen sich auch nicht so aus. (...) und sind dann eher ein bisschen zurückhaltend“.*

Einige empfanden es als sehr belastend, von ihrer nichtjüdischen Umgebung direkt zu einer Stellungnahme bezüglich des Krieges in Gaza aufgefordert zu werden, vor allem diejenigen, die durch verwandtschaftliche Beziehungen unmittelbar von der Situation in Israel betroffen sind und sich in einer Phase der tiefen Trauer befinden. Vanessa erlebte das folgendermaßen: *„Und da gibt es Leute, die direkt fragen: Und was hältst du von den palästinensischen Opfern?“*. Mangelndes Mitgefühl erfuhr auch Uri. Das Massaker und der Krieg haben ihn zutiefst erschüttert und er empfindet es als enorme Belastung, zusätzlich noch zu einer Stellungnahme gedrängt zu werden: *„Und dass man nicht erwarten kann, dass jede Person irgendwie jetzt eine Stellungnahme vorbringt und Konfliktexperte ist. Das ist nur eine Mehrbelastung für viele Leute. Es ist eine unsichtbare Komponente in unserem Leben, die für andere unsichtbar ist – für uns sehr, sehr sichtbar – für mich zumindest. Ich glaub’, es wäre wichtig, also für mich wäre es wichtig, dass das irgendwie verständlich wird“.* Uri spricht hier ein Thema an, das bereits in der Erstbefragung deutlich wurde. Viele Jüdinnen und Juden werden in Deutschland für die Situation in Israel verantwortlich gemacht und in Diskussionen verwickelt, obwohl sie sich selbst nicht als Experten in politischen Fragen den Nahostkonflikt betreffend verstehen. Nach dem grauenhaften Massaker des 7. Oktober werden diese Anforderungen von Seiten der Mehrheitsgesellschaft als noch massiver und verletzend wahrgenommen.

Auch Jeanette tut sich schwer damit, sich als Jüdin zur politischen Situation in Israel/Gaza positionieren zu müssen. Sie wurde von einer Freundin gefragt, ob sie auf einer Veran-

staltung als Jüdin sprechen wolle und spricht dabei die Gefahr an, von nichtjüdischer Seite als Token verstanden zu werden. Sie konstatiert *„es gibt keine jüdische Perspektive“*. Weiter sagt sie: *„ich muss halt aufpassen für mich, dass ich da jetzt nicht irgendwas erzähle, was dann vielleicht als sehr pauschal rüberkommt, weil das ist ja alles sehr differenziert zu sehen. Das kann man jetzt nicht als EINE Meinung präsentieren“*.

Neun der befragten Personen resümieren, dass ihr nichtjüdisches Umfeld mehrheitlich mit Schweigen reagierte. Für Aaron war dieses Schweigen traumatisierend: *„Ich fand, des war für mich wirklich ein Trauma. Eigentlich, 90% meines nichtjüdischen Bekanntenkreises hat nicht reagiert. Mich nicht darauf angesprochen, Betroffenheit signalisiert oder einfach Entsetzen geäußert. Wenn man bedenkt, was passiert ist! Bis auf zwei Ausnahmen, gar nichts. (...) Die wissen alle, dass ich Jude bin. Die wissen auch, dass ich am 7. Oktober in Israel war“*. Noam deutet diese Reaktion als eine Form des Antisemitismus: *„Wenn sie dann schweigen, dann schweigen sie nicht, weil sie zu mutlos sind zu protestieren. Sondern sie schweigen, weil sie innerlich auf Seiten derer sind, die Israel kritisieren“*.

Neben mitfühlenden, oberflächlichen und schweigenden Reaktionen wurden die Interviewpartner:innen mit antisemitischen Reaktionen konfrontiert.

Die Mehrheit der Interviewpartner:innen erlebte keinen Antisemitismus, der sich persönlich gegen sie richtete. Jedoch beobachteten sehr viele antisemitische Graffitis, Demonstrationen oder öffentliche Veranstaltungen, wo Judenhass propagiert wurde. Außerdem berichten die Medien von einem massiven Anstieg antisemitischer Gewalt nicht nur in Deutschland, sondern in der gesamten westlichen Welt. Fast jeder der Befragten kennt mindestens eine Person, die Antisemitismus in Bezug auf den 7. Oktober erfahren hat. Dies führte zu einem enormen Unsicherheitsgefühl der einzelnen Gesprächspartner:innen. Anja ist nicht verwundert über den Anstieg von Antisemitismus nach dem 7. Oktober. Sie rekurriert auf einen alten Witz, demnach Juden generell für alles verantwortlich gemacht werden: *„Diese allgemeine Einstellung ist schon insgesamt wirklich antisemitisch. So, man kommt nicht auf die Idee, da irgendwie jemand anderen zu beschuldigen. Ich meine, da ist dieser uralte Witz (...), dass an allem die Juden und die Radfahrer schuld sind. (...) Und warum die Radfahrer? Das war genau die gleiche Reaktion (...), dass die Juden Schuld haben“*.

4.2. Antisemitismus in der Öffentlichkeit

Susan bekommt einen Anstieg des Judenhasses in ihrem persönlichen Umfeld mit: *„Ich habe solche ganz persönliche Erfahrung nicht gemacht. (...) Was ich tagtäglich wahrnehme aus der Presse, aus Erzählungen, was sich in den Schulen tut, was viele andere erfahren an Antisemitismus, fühle ich mich ganz genauso betroffen, als ob ich es selbst erfahren habe“*.

Susan ist mit dieser Aussage nicht allein. Viele der Befragten sind immens verunsichert aufgrund der vielen antisemitischen Vorfälle. Häufig genannt werden dabei pro-Hamas Demonstrationen oder Info-Stände, bei denen die Kritik an der Politik Israels sehr häufig in offenen Judenhass umschlägt oder aber Plakate mit antisemitischen Slogans. Aaron beobachtete: *„Es gab in der Stadt einen pro-palästinensischen Stand. (...) Da war zum*

Beispiel ein Slogan: ‚An jeder Gewalt ist die Besatzung schuld‘. Wenn man dann ‚Besatzung‘ ersetzt durch ‚Jude‘, bist du bei dem nationalsozialistischen Slogan, der Jude sei an allem schuld. Und das nach dem 7. Oktober‘. Auch Mila nimmt in ihrer Stadt zahlreiche antisemitische Vorfälle im öffentlichen Raum wahr: ‚In Berlin-Neukölln waren Aufstände, verbreitet Propaganda in Form von antisemitischen Plakaten, Aufkleber, Graffiti im öffentlichen Raum zu sehen. Es waren pro-palästinensische Statements (...). Es wurde Hass gegenüber Juden und Israel ausgedrückt. Zusätzlich wurde die Israel-Fahne vor dem Rathaus entwendet und teilweise angezündet, wie in Steglitz und Alexanderplatz. Es gab gewalttätige Ausschreitungen gegenüber Israel in Berlin-Neukölln. Weiterhin ist viel antisemitisches Material immer wieder im öffentlichen Raum, das auf Hinweise teilweise entfernt wird und Anzeige erstattet wird von Seiten der Behörden‘. Derartiges wurde nicht nur in Großstädten wie Berlin beobachtet, sondern auch in dem Dorf, in dem Yaara lebt: ‚Ich wohne in einem kleinen Dorf (...) Und in den Ortskern gehe ich mit dem Kinderwagen. Ich bin schockiert: Die ganze Wand wurde plakatiert und dann ganz viele Sprüche über Israel: ‚Ein Volk, ein Genozid Volk sind die Juden‘. Sie meldete den Vorfall sofort bei der Gemeinde. Dieser sichtbare Judenhass löste ein immenses Gefühl der Unsicherheit bei ihr aus, wenngleich sie persönlich bisher nicht antisemitisch beleidigt worden ist: ‚Ich hatte nichts Persönliches, aber das Gefühl ist, ich habe mehr Angst vor Arabern. Ich sehe die Graffiti. Ich war nicht da, wo es Demos gibt, aber klar, ich habe die Bilder gesehen oder die Videos. (...) Ich habe von Leuten gehört und das macht was mit mir‘.

Der Übergang vom Einstehen für palästinensische Belange bis hin zu Antisemitismus auf pro-Hamas-Demos mit dem Ziel, Juden hier in Deutschland einzuschüchtern, beschreibt Chava: *‚Es gab ja auch diese Demonstration, Palästina-Demonstration, die immer zufällig oder vielleicht nicht ganz so zufällig in der Nähe der Straße geplant wurden, wo sie auf jeden Fall an Wegen vorbeigegangen wäre, wo die Leute am Schabbat [von der Synagoge] nach Hause laufen würden und auch teilweise [dort] wohnen.‘*

Auch die Angst vor Taxi- oder Überfahrern wird mehrmals thematisiert. So schildert Yaara: *‚Gerade hat mir eine Freundin erzählt, dass ihre Schwiegertochter mit einem Taxi nach Hause um 4 Uhr morgens gefahren ist und dann hat der Taxifahrer, wahrscheinlich ein Araber, gesagt ‚Scheiß Araber äh scheiß Juden!‘ Und Schimpfworte.‘*

4.3. Antisemitismus an Schule und Universität

Wir hatten zwar keine Interviewpartner:innen, die noch zur Schule gehen, aber einige berichteten von antisemitischen Vorfällen im Bekanntenkreis.

Zwei Interviewpartner:innen, die in derselben Gegend leben, berichteten von demselben Vorfall. Im Klassenzimmer wurde der Schreibtisch eines jüdischen Schülers mit Nazi-Symbolen und der Drohung *‚Jude stirb‘* (Natan) beschmiert. Aufgrund der strafrechtlichen Relevanz wurde der Vorfall der Polizei und dem Schulamt gemeldet. Auch Susan hat mitbekommen, dass die Situation an den Schulen teilweise sehr beunruhigend sei, da Schüler sogar Zustimmung zu den Massakern zeigten: *‚Ich habe auch von einer Mutter gehört, die mitbekommen hat, wie eine Schülerin, Tochter einer Israelin, in ihrer Klasse ganz vielen Anfeindungen ausgesetzt war, so dass das Mädchel wirklich auch depressive Reaktionen gezeigt hat. Was ich mitbekommen habe, aus Erzählungen, war, dass einzelne Lehrer dann*

im persönlichen Gespräch sich mit Anteilnahme positioniert haben. Andere haben gar nicht drauf reagiert. Dass es eine größere Aktion der Schule gab, das habe ich nicht mitbekommen“.

Nicht nur Schüler würden Opfer antisemitischer Attacken, sondern auch Lehrer. Tamara, eine pensionierte Lehrerin, erzählt von einer befreundeten nichtjüdischen Lehrerin, die in der Deutsch-Israelischen Gesellschaft engagiert ist: *„Sie hatte große Probleme, wird angefeindet, weil sie in einer Schule arbeitet, in der nun mal auch viele nichtchristliche, nichtjüdische Menschen zur Schule gehen und wird da mit Parolen also ganz schön bombardiert, (...) auch anonym angegangen. (...) das ist bis zum Regierungspräsidium vorgedrungen und da läuft jetzt ein Prozess“.* Viele Lehrer hätten Angst, *„das Thema jetzt im Unterricht einzuführen, weil sie wirklich Bedenken haben, dass sie ja von, ja, muslimischen Kreisen hier angegriffen werden“.*

Einer unserer Befragten, Uri, ist Student. Da in Israel geboren, ist er unmittelbar von der tiefen Krise betroffen, in der sich Israel befindet. Zusätzlich zu dieser großen emotionalen Belastung, wird er auf dem Campus mit antisemitischen Schmierereien und Protesten konfrontiert: *„Aber es gab halt vor dem Hauptgebäude von uns ein paar Demos und halt auch recht viel mit ‚From the river to the sea‘, mit solchen Sprüchen. Und ja, also da bin ich ein paar Mal vorbeigelaufen. Ansonsten halt Sticker und sowas“.* Weiterhin berichtet er von Freund:innen, die an einer anderen Universität seiner Stadt (in Österreich), in der er gerade lebt, studieren und dort physisch und psychisch bedroht wurden. Die Universität nimmt die Bedrohungslage nicht ernst: *„Und die Unileitung hat es nicht einsehen wollen, da irgendwas zu machen und hat eine E-Mail rausgeschickt mit: Ja, wenn sich jüdische Studierende jetzt nicht wohl fühlen, dann müssen wir jetzt nicht unbedingt zu allen Veranstaltungen kommen und das sind Freundinnen von mir, die halt zu Demos gegangen sind, die dann halt auch teilweise einfach bis nach Hause verfolgt worden sind“.* Im Frühjahr 2024 hat sich die Situation auch an deutschen Universitäten zugespitzt. Da diese Interviewreihe bereits im Januar geführt wurde, wurde dies nicht angesprochen.

4.4. Brandanschlag auf Synagoge

Einige Interviewpartner:innen haben Verbindungen zur Beth-Zion-Lauder-Synagoge in Berlin, die infolge des 7. Oktober erfolglos mit einem Molotov-Cocktail angegriffen wurde. Darauf nehmen einige Bezug. Die Sicherheitsvorkehrungen wurden hernach erheblich erhöht. Josefine beschreibt: *„Es war jemand, der mit dem Scooter dran vorbeigefahren ist und was geworfen hat. Also, er wollte die Synagoge in Brand setzen. (...) Er wollte etwas in ein Fenster reinwerfen, das offen war. Hat nicht getroffen. Dann wurde er auch ziemlich schnell festgenommen. Seitdem ist jetzt auch alles abgeriegelt“.* Seit diesem Vorfall macht sie sich große Sorgen um Angehörige, wenn sie in die Synagoge gehen. Dina hingegen tut den Vorfall als Jugendsünde ab: *„Also ich komme ja auch ein bisschen so aus dieser Arbeit mit Jugendlichen und Kindern, dass ich immer denke, ja, das sind dann eben auch so Reaktionen von so Teens, oder Spät-Teens, die wollen dann auch mal was zeigen. (...) Das geht natürlich nicht. Aber ich habe das jetzt erstmal nicht so als persönlich shocking abgespeichert“.*

4.5. Antisemitische Bedrohung

Die akute Bedrohungslage für Jüdinnen und Juden bekamen auch Freund:innen von Chava zu spüren, deren Wohnungstüren mit einem Davidstern markiert wurden. Weiterhin berichtet sie von einem Bekannten, dem mit Entführung gedroht wurde: *„[er] hat Nachrichten bekommen, dass sie ihn entführen wollen, dass sie ihn angreifen werden, wenn er zur Schule geht. Sie wissen, zu welcher Schule er geht. (...) Gott sei Dank, bislang ist nichts passiert.“*

Ludmilla erhielt auf ihre Dienstmailadresse eine klar antisemitische E-Mail, *„also mit Hakenkreuzen und so“*. Dies wurde der Polizei gemeldet. Da der Absender in einer anderen Stadt lebt und bereits polizeibekannt ist, wurde *„die Gefahr doch recht klein“* eingeschätzt.

Viele Interviewpartner:innen haben Freund:innen oder Bekannte, die antisemitischer Gewalt in Form von Bedrohung oder Beleidigung ausgesetzt waren. Auch wurden Jüdinnen und Juden persönlich in der eigenen Nachbarschaft antisemitisch angegangen.

4.6. Antisemitismus in der Nachbarschaft

Neben den bereits geschilderten Vorfällen, die maßgeblich das Gefühl von Sicherheit und Zuversicht im Alltag beschränken, wurden einige der Befragten persönlich antisemitisch angegriffen. Chavas Mann wurde zum Beispiel zweimal von einem Security-Mann eines Lebensmittelladens *„als Jude [beleidigt], wenn er reingeht“*.

Als besonders einschneidend werden diejenigen Erfahrungen beschrieben, die vom persönlichen Umfeld ausgingen. Natan wurde massiv von einem Nachbarn auf einem Nachbarschaftstreffen bedrängt und sogar am Arm gepackt, nachdem er Natan auf den Krieg in Gaza angesprochen hatte: *„Da stehen wir da und dann trinken Glühwein und dann sage ich ihm: Hallo und wie geht's? (...) Und dann versuche ich ihn zu umarmen. Zur Frage: Wie geht's; Politisch, hab' ich gesagt, lass, bitte nicht darüber reden. [Er sagte:] Ihr habt keine Ahnung, ihr Kindermörder blabla. (...) Was mich am meisten betroffen gemacht hat, da waren lauter Leute auf diesem Hof, keiner hat was gesagt! Und er greift mich an der Hand und ja und so und, boah, also das war ganz schön ---!“*. Natan ist in Israel geboren und ist, ähnlich wie Uri, eng verbunden mit Israel und stellt fest: *„Also ich muss sagen (...) ich bin noch nie in meinem Leben – ich lebe hier seit 33 Jahren – ich bin noch nie in meinem Leben so viel attackiert worden, wie in die letzte drei Monaten. [...] Und da sind Leute, die mich kurz nach dem 7. Oktober angerufen oder Mail geschrieben haben mit Entsetzen, was da passiert ist, mit einem ‚Ja unglaublich‘ (...) Und genau dieselben Leute oder manche davon – ich wusste auch, dass das passieren wird – als der Krieg fing an, haben mich gefragt: ‚Wieso Israel so hart reagiert?‘ Genau dieselben Leute: ‚Ja, ob ich kein Herz habe für Kinder.‘ Also der uralte antisemitische Vorwurf ‚Kindermörder‘ so ungefähr. Und das ist etwas, was ist ganz stark, noch nie so stark, wie die mich angegangen haben. Von Leuten, die ich kenne. Zum Teil sehr intelligente Leute. Leute, die nicht dumm sind. Ich rede mit jemanden und dann rede ich um den Krieg und sage: Wie schrecklich das ist, furchtbar! Das ist auch furchtbar und mir tun auch die Leute in Gaza leid. Wirklich. Also ohne Wenn und Aber. Und die Reaktion kommt: Dann erzählen sie*

mir von irgendjemanden, den sie kennen in Jerusalem, der über so einen Checkpoint geht und wie die Palästinenser schlecht behandelt werden. Was stimmt. Oder wie scheiße die Siedler die Palästinenser behandeln, was auch stimmt. Aber da taucht sofort so ein Selbstschutz, ja unbewusst vielleicht, oder bewusst keine Ahnung, statt zu sagen: Scheiße, es ist ein Scheißsituation, wir sind alle in Scheißsituation, ist scheiße ja, und wie kann man rauskommen aus dieser Scheißsituation. Dann kommt sofort: ‚Ja, das habt ihr verdient‘“.

Für David hat sich das Gefühl auf der Straße seit dem 7. Oktober verändert. Zwar erlebte er schon vorher, „*schon mal angegangen worden*“ zu sein, hält nun „*die Augen mehr offen*“. Er fragt resigniert: „*Was soll ich ändern? Soll ich mich in Luft auflösen?*“

Die Interviewteilnehmer:innen berichteten von einem Klima der Verunsicherung und der Angst auf deutschen Straßen. Häufig genannt wurden die pro-Hamas-Demonstrationen, wo offen Judenhasse propagiert wird. Besonders radikal ist der Hass auch in Social Media. Seit dem 7. Oktober verstärkte sich also ein Trend, der sich bereits in der Erstbefragung abzeichnete.

4.7. Antisemitismus in den Sozialen Medien

Auch für Luisa, eine junge Frau, deren Freundeskreis in erster Linie aus nichtjüdischen Personen besteht, bedeutete der 7.10. eine massive Zäsur. Ähnlich wie Natan, erwartete sie vergeblich die Anerkennung dessen, dass die Situation für beide Seiten extrem schlimm ist. Stattdessen erfuhr sie eine massive Verhärtung der Diskussionen, die es nicht erlaubten, zu einem Konsens zu finden. Überdies wurde sie persönlich beleidigt.

Luisa betont, sich selten auf Diskussionen von Angesicht zu Angesicht eingelassen zu haben: „*Habe mich da nicht so offen gezeigt, wie online*“. Daher erlebte sie die meisten Anfeindungen im Internet. Ähnliches schreibt Mila. Sie wurde nicht persönlich angegriffen, „*da ich keine äußerlichen Symbole trage*“, sondern erlebte in den Sozialen Medien „*heftige Angriffe auf meine Kommunikation. Eine Entladung von Hass*“. Auch Debora kommt auf das Thema zu sprechen: „*Das Internet ist ja voll mit Hass, antisemitischer Hetze, Beleidigung*“. In den Interviews wird offenbar, dass die Sozialen Medien ein zentraler Ort sind, an dem Antisemitisches geteilt wird und wo jüdische Personen antisemitisch beleidigt werden.

Hinsichtlich der Sozialen Medien lässt sich ein generationaler Unterschied identifizieren. Jüngere Leute scheinen sich aktiver auf Plattformen wie Instagram zu engagieren, ältere mehr auf der Kommunikationsplattform Facebook. Aaron erzählt als einziger von positiven Erfahrungen in Facebook-Diskussionen. Doch auch Luisa konstatiert, auf Facebook seltener mit Antisemitismus konfrontiert worden zu sein als auf Instagram: „*Also ich meine, Facebook ging noch bei mir irgendwie. Aber Instagram war der Horror.*“ Sie geht am stärksten auf ihre Erfahrungen in den Sozialen Medien ein und beschreibt, wie sie die gesellschaftliche Radikalisierung seit dem 7. Oktober erlebte: „*Vor zwei Jahren ungefähr ging schon mal so ein Shit-Storm los auf Israel. [...] da war ich auch richtig aktiv und habe halt diese Leute angeschrieben, die so Sachen gepostet haben und habe gemeint: ‚Hör mal, das ist, komplett einseitig, was du postest. Ich sage nicht, dass das irgendwie alles falsch ist‘. Aber ich habe halt versucht, dass die Leute verstehen, dass es nicht nur*

eine einzige Wahrheit gibt auf dieser Welt und dass Israel quasi der Buhmann ist von allem und von allen, sondern dass z.B. arabische Länder auch problematisch sind. Dass sie auch solche Dinge tun oder was auch immer. Die Rückmeldung von den Menschen, mit denen ich geschrieben habe, war noch so einigermaßen verständlich. Also man hat noch einen Boden finden können von wegen: ‚Ja, wir sind doch alles Menschen und es gibt Gute und Böse auf beiden Seiten.‘ So irgendwie konnte man sich einigen. Das war dieses Mal nicht so. Dieses Mal war richtig heftig (...), weil ich hatte ein paar Leute angeschrieben, bin in ganz furchtbare Diskussionen gekommen, wurde als ‚white supremacist‘ beschimpft von einer guten Bekannten, die ich jederzeit in mein Haus gelassen hätte, weil sie eine Freundin war“.

Anfangs stellte sich Luisa den Fake News, die auf Instagram gepostet wurden, auch der Leugnung der Vergewaltigungen am 7. Oktober von Seiten ihrer Bekannten. Von ihren Freunden erhielt sie in den Diskussionen kaum Unterstützung, lediglich in der Form, dass ihre Kommentare hin und wieder geliked wurden. Schließlich gestand sie sich ein, dass ihre Gegenrede in den Sozialen Medien nichts bringt und beschloss, gewisse Personen zu blockieren, um sich selbst zu schützen: *„Es ist traurig und es verletzt mich, aber ich kann da nichts mehr tun. (...) bin ich auf Instagram und sehe dann doch noch irgendeine neue Person, die jetzt doch noch irgendeinen Scheißdreck postet, die kommen jetzt einfach raus. Also so weit bin ich jetzt gekommen, weil ich meine eigene Seele irgendwie retten muss vor so viel Wut und Hass. Auf dem Stand bin ich jetzt. Deswegen ist gut, dass wir jetzt erst das Interview führen, weil es war ein Weg bis dahin“.*

Die Sozialen Medien spielen eine immer größere Rolle in der Verbreitung antisemitischer Propaganda. Nur eine Person erzählte von konstruktiven Online-Diskussionen. Letztlich überwog bei fast allen die Tendenz, sich zurückzuziehen, um sich selbst zu schützen. Wenngleich diese Diskussionen in einem virtuellen Raum stattfinden, haben sie erhebliche Auswirkungen auf den Alltag der Menschen, da die Grenzen zwischen Online-Kontakt und persönlichem Kontakt immer mehr verschwimmen. Mit dem Smartphone bzw. PC wird mittlerweile die Hasspropaganda in den privaten Bereich geholt. Das führt vor allem für Betroffene zu einer Dauerbelastung.

4.8. Erfahrungen bei Veranstaltungen im öffentlichen Raum

Nach dem 7. Oktober fanden verschiedene öffentliche Veranstaltungen statt. In diesem Winter gab es zudem in vielen deutschen Städten Mahnwachen anlässlich des 7.10., Solidaritätskundgebungen und Aktionen, bei denen die Freilassung der Geiseln gefordert wurden. Üblicherweise wird in großen Städten Deutschlands öffentliches Channukah-Zünden durchgeführt, zudem gibt es vielerorts Gedenkveranstaltungen zum 9.11. Uns interessierte, wie die Stimmung wahrgenommen wurde.

Einige Personen nahmen an einer öffentlichen Veranstaltung teil und erzählten von ihren Eindrücken. Als erfreulich wurde hervorgehoben, dass auf Mahnwachen anlässlich des 7. Oktober auch kurdische und iranische Personen ihre Solidarität sichtbar zum Ausdruck brachten. Jeanette bewertete es als positiv, dass von unterschiedlichen Institutionen, wie Kirchen, *„Amnesty oder von anderen Gruppen, politischen Gruppen“* Unterstützung kam. Susan engagierte sich bei einer Aktion, bei der mitten in der Stadt eine Schabbat-Tafel

aufgestellt wurde, um auf die Geiseln der Hamas hinzuweisen. Dort nahm sie wahr: „*Sehr viel Interesse der Menschen, die da vorbeikamen und erfreulicherweise nur zweimal oder dreimal dumme Rufe aus vorbeifahrenden Autos*“. Samuel hielt eine Rede an einer Gedenkveranstaltung zum 9.11. und fand, dass die „*die Anzahl von Leuten, die teilgenommen, schien das Dreifache von dem, was normalerweise kommt*“.

Es wurde aber auch von einem Gefühl der Unsicherheit berichtet. Tamara beschreibt das so: „*Aber man wusste nie, ob man jetzt sicher war oder nicht. Wir standen zwar alle zusammen, aber es hätte auch anders ausgehen können. Das ist natürlich ein Wagnis, ein Risiko, aber wie ich gesagt habe, man darf sich nicht verstecken. Man muss Präsenz zeigen und man muss ganz deutliche Zeichen setzen.*“ Das Sich-Zeigen ist stets mit einem Sicherheitsrisiko verbunden und bedarf daher eines Abwägens. Luisa entschied sich gegen eine aktive Teilnahme an pro-israelischen Veranstaltungen. Sie hat eine eigene Praxis und fürchtet sich davor, von ihren Klienten als jüdisch identifiziert zu werden: „*Also ich bin da immer sehr inkognito irgendwie hingegangen. Also ich habe mich nicht so ganz getraut, mich da so richtig öffentlich zu platzieren und da zu stehen und gesehen zu werden von allen, die drum herumlaufen. Das fiel mir schwer weiterhin, weil ich auch einfach viele Leute kenne in der Stadt, in der ich lebe und irgendwie Sorge hatte, dass man mich dann erkennt oder sieht. Deswegen wollte ich immer eher so aussehen, als wäre ich gerade zufällig vorbeigelaufen. Was echt schade und traurig ist. Aber so war das*“.

Das Format öffentlicher Bekundungen ist nicht für jedermann geeignet, sich auszudrücken. Für Dina ist Dialog wichtig und solche Veranstaltungen laden ihrer Meinung nach nicht dazu ein, mit Menschen ins Gespräch zu kommen. Einige bewerteten die Reden und die Veranstaltungen an sich positiv, jedoch empfanden es viele als enttäuschend, dass die Anzahl der Teilnehmer an Mahnwachen anlässlich des 7. Oktober in Relation zur Brutalität so niedrig ausfiel.

Grundsätzlich haben einige Interviewteilnehmer:innen sowohl im Freundeskreis, auf der Arbeit als auch bei öffentlichen Veranstaltungen Solidarität erlebt. Nichtsdestotrotz überwiegt der Eindruck, von der Mehrheitsgesellschaft allein gelassen zu werden. Einige wurden mit offenem Hass konfrontiert. Dieses gesellschaftliche Klima verunsichert.

5. Bewertung der politischen Reaktionen

Die Frage nach der Bewertung der politischen Reaktionen auf den 07. Oktober wurden sehr ausführlich diskutiert. Die Aussagen fallen sehr unterschiedlich aus – von sehr positiven bis hin zu äußerst negativen Einschätzungen.

5.1. Kritik am Umgang mit migrantischem Antisemitismus

Infolge des 7. Oktober traten sehr viele Hamas-unterstützende Gruppierungen in die Öffentlichkeit. Vor allem in Großstädten wurden Demonstrationen veranstaltet, aber auch diverse Plakate und Aufkleber im öffentlichen Raum verteilt. Nicht selten unterstützten politisch linke Gruppen jene überwiegend muslimisch und arabisch geprägten Aktivisten. Im Rahmen dieser Aktionen werden teilweise antisemitische Slogans und Hamas-Propaganda verbreitet, worauf einige Interviewpartner:innen rekurriert haben.

Vor allem in den ersten Wochen nach dem Massaker wurde gesellschaftspolitisch diskutiert, welche Verantwortung migrantische Personen in Deutschland für den Anstieg von Antisemitismus tragen. Uri kritisierte die Art und Weise, wie die Diskussionen verlaufen sind. Er beobachtete eine Instrumentalisierung von Juden für migrationsfeindliche Politik: *„Auf einmal ist es am Anfang dieser Diskurs gewesen, dass es Integrationsprobleme unter Flüchtlingen gibt und dann ist es halt, da bin ich aber halt wieder linksgrün genug, um Halt zu sagen, Stopp. Es ist ein großes Antisemitismusproblem, aber schaut doch bitte mal an, wer genau. Und dann wird es auch immer benutzt“*. Ähnliches beobachtete Luisa: *„Aber zur gleichen Zeit machen sie uns Juden wieder zum Buhmann dafür, dass Menschen hier aus diesem Land wieder gekickt werden aufgrund dessen, dass sie Israel nicht unterstützen oder dass es Juden gibt in diesem Land. Und das schürt den Hass einfach noch viel mehr“*.

Dina empfand die politischen Reaktionen als zu pauschalisierend gegen palästinensisches Ansinnen gerichtet. Sie kritisierte beispielsweise das (vorübergehende) Verbot, Kefiyah zu tragen, da auch Palästinenser Symbole der Identifikation benötigten. Weiterhin sagte sie: *„Also, ich fand es dann manchmal so ein bisschen so eine Überreaktion, so diese hundertprozentige Solidarität“*.

Den Umgang mit pro-palästinensischen und Hamas-unterstützenden Gruppen beurteilten andere insofern als nicht zufriedenstellend, als dass von staatlicher Seite zu wenig gegen den Antisemitismus von muslimisch geprägten Aktivisten unternommen werde. Yaara sieht zwar, dass die Politiker viel versprechen, sie zweifelt jedoch daran, dass den wohlmeinenden Worten auch Taten folgen: *„Aber ich sehe nicht, dass Tatsachen, dass was passiert. Sagen die ganze Zeit: Antisemitismus nein. Und jetzt! Aber es passiert nicht so viel.“* Muriel findet, dass Behörden bei Gewalt, die von Migrant:innen ausgeht, zu wenig durchgreifen: *„Also dass man zu viel gewähren lässt und die dann im Untergrund hier irgendwelche Anschläge und so vorbereiten können, dass da zu wenig gehandelt wird. (...) Aber ja, ich habe schon ein bisschen Angst, dass das hier so überhand nehmen kann durch die, also dass, wenn man in diesem Land aufgenommen wird, dann dürfen auch gewisse Dinge hier nicht ausgelebt werden. Dass da zu wenig gehandelt wird.“*

5.2. Kritik am Verhalten der UNO

Thematisiert wurde ferner, dass sich Deutschland bei der UN-Abstimmung zu einer Resolution enthielt, bei der unter anderem ein dauerhafter Waffenstillstand gefordert wurde, ohne das Massaker der Hamas klar zu verurteilen. Dies wurde unterschiedlich bewertet.

Noam deutet es positiv, da Deutschland zum ersten Mal nicht gegen Israel gestimmt habe. Nichtsdestotrotz hat er den Eindruck, deutsche Politiker verstünden nicht, dass die *„Existenz Israels wirklich bedroht“* sei. Debora hadert mit der Enthaltung. Zwar kann sie die Entscheidung durchaus nachvollziehen, dennoch hätte sie sich eine andere Entscheidung gewünscht: *„Und ich konnte sogar nachvollziehen, was sie erklärt hat, warum sie sich enthalten hat oder warum Deutschland sich enthalten hat. Sie vertritt ja nicht nur die jüdische Gemeinschaft, ne. Sie ist ja für alle Deutschen da. Also, ich kann das wirklich rational verstehen, aber emotional tut es trotzdem weh. Ich hätte mir was anderes gewünscht, aber sie kann ja nicht jeden Wunsch erfüllen.“*

Auch David bezieht sich in seiner Antwort auf die UNO und übt grundsätzliche Kritik, indem er sie als *„heute von Mördern, Diktatoren und islamischen Staaten beherrscht“* beschreibt. Weiter sagt er: *„Aber sie hat trotzdem immer noch ihre gewichtige Rolle, ist aber gar nicht mehr ernst zu nehmen. Schockierend. Und wird von den Staaten eigentlich ernstgenommen, weil sie so eine Institution ist, die einen Ruf hat, aber eigentlich stimmt das nicht mehr.“* Uri wiederum kritisiert den Internationalen Gerichtshof und die Entscheidung, die Klage gegen Israel vonseiten Südafrikas aufzunehmen als *„unverständlich (...), sehr unverantwortlich.“*

5.3. Bewertungen der deutschen Israel/Gaza-Politik

Auch das Urteil über die deutsche Gaza-Politik fiel nicht einheitlich aus. Mehrere Personen kritisieren die Zahlungen der Bundesregierung an die UNWRA, unter anderem Noam, da dadurch antisemitisches Lehrmaterial finanziert wird: *„Und was mich persönlich, und auch als Jude, wütend macht oder zornig macht, ist folgendes: (...) Dass Deutschland die Schulbücher, die in der palästinensischen Autonomie verwendet werden, finanziert, ohne zu kontrollieren, was dort steht.“*

Jeanette wiederum fordert mehr Unterstützung der Palästinenser in Gaza und rekurriert auf Frankreich, das *„sich sehr engagiert für die Bevölkerung in Gaza, jetzt Medikamente schicken oder Hilfslieferungen verbessern, oder mehr ins Land bringen. Da merke ich schon einen Riesenunterschied irgendwie, oder zumindest kommt es in den Medien unterschiedlich raus.“* Nun räumt sie ein, dass Deutschland womöglich genauso unterstützend agiere, dass dies jedoch nicht kommuniziert werde.

Ungefähr die Hälfte der Interviewpartner:innen bewertet die politischen Reaktionen auf das Massaker vom 7.10. als positiv. Dabei werden unterschiedliche Aspekte angesprochen. Grundsätzlich empfinden Yael spricht aus der Perspektive einer Israelin und sagt: *„Deutschland macht alles Mögliche. Wir sind selbst schockiert, wir Israelis, (...) positiv*

schockiert. (...) Also gestern, glaube ich, wurde auch gesagt, Israelis brauchen jetzt kein [Visum], sie können länger als drei Monate als Tourist auch in Deutschland bleiben. Das kam gestern als Entscheidung. So viele Besucher von der deutschen Regierung in Israel. Deutschland steht jetzt zu Israel in Den Haag. Also, mehr kann man nicht machen. (...) Das ist nice, das ist verstärkend“.

Josefine beobachtet, dass Politiker präsent sind bei Gedenkveranstaltungen zum 9.11., aber auch auf dem Gemeindefest, was ihr das Gefühl vermittelt, „*dass man uns schützen möchte*“. Häufig namentlich erwähnt und positiv bewertet wurden Außenministerin Annalena Baerbock und Wirtschaftsminister Robert Habeck. Natan lobt Baerbock dafür, dass sie Kritik an der Siedlungspolitik in Israel übt. Gabriel kritisiert zwar Baerbocks Rede auf dem Gemeindefest und ihr Abstimmungsverhalten bei der UN, zeigt sich nichtsdestotrotz „*positiv überrascht, wie die Grünen reagiert haben. Hätte ich jetzt nicht so erwartet in der Deutlichkeit*“. Er subsumiert: „*Aber insgesamt, muss ich sagen, gibt's da nichts dran auszusetzen, finde ich, also wie das politische Deutschland reagiert hat. Also quer durch alle Parteien, (...) die AfD lass ich mal weg. Aber ich war sehr positiv überrascht, wie die Grünen reagiert haben. Hätte ich jetzt nicht so erwartet in der Deutlichkeit, (...) fand ich sehr überzeugend, wie die da reagiert haben. CDU ebenfalls. Ja, die SPD (...) die haben schon okay reagiert. Der Bundeskanzler hat in Ordnung reagiert. Aber in der Klarheit, muss ich sagen, fand ich die Grünen*“. Auch Samuel findet, dass die Regierung insgesamt differenziert reagierte. Auch die Rede von Baerbock auf dem jüdischen Gemeindefest empfand er „*nicht so schlimm, weil, es gibt auch eine andere Seite. (...) Aber ich fand die Reaktion bisher von Deutschland auf der nationalen Ebene gut*“. Er räumt ein, auch keine Idee zur Lösung des Konflikts zu haben.

Mehrere Interviewteilnehmer:innen nehmen Bezug auf die Rede von Robert Habeck vom 2. November 2023, die auch in den Sozialen Medien verbreitet wurde. Dieses Video hat sehr viele beeindruckt. So sagte Yaara: „*Er war der Held des Tages für alle Juden, glaube ich. Alle Juden haben das verteilt. Ganz happy. Und so ein bisschen lächerlich, diese Reaktion. Aber ich bin auch dabei*“. Auch für Luisa bedeutete dieser Beitrag Habecks viel: „*Das hat mir wirklich geholfen. Ich bin sonst eigentlich nicht so Fan von Politikern, wenn ich ehrlich bin. Aber das war das erste Mal, wo ich gedacht habe: Okay, das ist mal was Sinnvolles*“.

Tamara geht in dem Interview auch auf die Kommunalpolitik ein, in die sie durch ihr gesellschaftliches Engagement einen guten Einblick hat. Sie beobachtete eine große Solidarität von Seiten der „*Kommunalpolitiker, Stadträte, Landtagsabgeordnete, Bundestagsabgeordnete. Der Oberbürgermeister hat sogar wirklich eine sehr gute Rede gehalten, mehrfach. Also, wir haben hier Rückhalt seitens der Kommunalpolitiker und ich habe jetzt natürlich nicht mit jedem einzelnen gesprochen. (...) Da können wir schon uns drauf verlassen, dass man uns wahrnimmt und dass man hinter uns steht*“. Josefine hat den Eindruck, dass die Polizei in ihrer Stadt gegen antisemitische Äußerungen auf pro-Hamas-Kundgebungen vorgehe: „*Ich habe da auch Videos gesehen, dass die Polizisten direkt eingegriffen haben. Das alles beruhigt mich schon so ein bisschen (...), dass man das nicht einfach zulässt, sondern sagt, das ist richtige Hetze und dass man das sofort unterbinden möchte. Ich hatte schon Momente, wo ich ganz glücklich war, wie man damit umgegangen ist*“.

Auch Renate bewertet das Verhalten der Politiker im Allgemeinen, als positiv, was sie auch daran festmacht, dass „es [...] so eine Selbstverständlichkeit des Umgangs“ gäbe: „Also, sie reden nicht mehr von „Mitmenschen“, also, all diese Scheußlichkeiten gibt's im Augenblick (...) nicht mehr, sondern es geht jetzt um die jüdische Gemeinschaft, um Juden und Jüdinnen. Also, es kriegt sprachlich eine gewisse Normalität, und das hat sich sicherlich noch nicht ganz herumgesprochen, aber in der politischen Sprache merkt man das“.

Einige der Interviewteilnehmer:innen zeigten sich positiv überrascht über die Solidarität deutscher Politiker. Aus dem Wahrnehmen und Anerkennen dieser Solidarität führte jedoch meist kein grundsätzliches Vertrauen in die Politik. Susan hat großes Misstrauen in die Politik und geht davon aus, dass die Solidarität bereits anfängt „zu bröckeln“. Sie erklärt sich ihr Misstrauen mit dem politischen Verhalten der letzten Jahre und fragt sich: „Wird Deutschland seine Politik durchhalten können im Hinblick auf die kommenden Wahlen und die Haltung der Mehrheit der Gesellschaft?“. Hier deutet sie überdies an, was auch andere ansprechen, nämlich die Befürchtung, dass die Mehrheit in Deutschland nicht hinter Israel stehe. Auch Ludmilla zeigte sich entgegen ihren Erwartungen „überrascht“ über die politischen Reaktionen: „Hat mich sehr überrascht, positiv. Hat mich sehr überrascht, weil, die war so positiv, also so ungewohnt positiv und ich habe eigentlich nur die ganze Zeit darauf gewartet: Wann, wann geht's zu Ende? Und wann wird's wieder normal? Und es ging nicht zu Ende. (...) Aber die Solidarität, die ich da wahrgenommen hab, war ganz anders als sonst“.

Es wurde deutlich, dass einige unterschiedliche Aspekte der deutschen Politik kritisieren. Die einen fordern mehr Eingreifen gegen sich nicht von der Hamas distanzierende Akteure, die anderen das Gegenteil. Die Politik Deutschlands wird zwar mehrheitlich als positiv bewertet, ist jedoch stets mit einem grundsätzlichen Misstrauen verbunden, ob diese Solidarität anhalten wird.

Ludmila und Natan stellen jedoch fest, dass eine Diskrepanz zu beobachten sei zwischen Politik und Gesellschaft. Ludmila zeigt sich enttäuscht vom Schweigen oder von einseitiger Israelkritik feministischer Gruppen. Zudem kritisiert sie unter Bezugnahme auf Cem Özdemir, dass die pro-israelischen Demonstrationen in erster Linie von jüdischen Gemeinden initiiert worden seien. Dies sei vielmehr Aufgabe der Mitte der Gesellschaft: „Die Solidarität (...) aus der Mitte der Gesellschaft, das ist so ein bisschen das, was fehlt. Was allerdings wesentlich mehr fehlt und das ist das, was mir unglaublich aufgefallen ist, sind diese ganzen feministischen Gruppen, die sich ja irgendwie entweder gar nicht (...) oder nur israelkritisch geäußert haben (...) gerade im Zuge dessen, was passiert ist, fand ich das einfach unmöglich“. Ähnliches schildert Natan: „Ich glaube, es gibt eine Diskrepanz zwischen der Bevölkerung und der Politik. Also im Großen und Ganzen, das ist, glaube ich, weltweit so. (...) Aber ich glaube, von der Politik gibt's eine sehr große Unterstützung, was Israel betrifft, was Juden, Judentum betrifft, was nicht unbedingt in der Bevölkerung so ist. Das ist übrigens in der arabischen Welt auch so. Also in der arabischen Welt, die Herrscher sozusagen, (...) Die Führer, die Politiker, die haben nichts sehnlicher, als die Hamas alle zu vernichten. Und am liebsten, ich sag's so, am liebsten werden sie da wirklich alle Leute umbringen da im Gazastreifen. Und das weiß ich, dass es so ist. Ich denke nicht so. Aber die Vernichtung der Hamas, das ist der absolute Ziel-Vorgang. Aber nicht mit der Bevölkerung. Die Bevölkerung denkt ganz anders. Das sage ich nicht ich, sondern das ist Umfragen. Und in Deutschland ist es, glaube ich, auch so“. Chava fürchtet sogar,

dass eine ausschließlich einseitige Politik für Israel zu großem Widerstand in Deutschland führen würde: *„Also, politisch kann man, glaube ich, nicht das Richtige machen. (...) Wenn man hundert Prozent sozusagen nur mit Israel geht, dann wird es genug Aufstand in Deutschland geben dagegen, weil viele Leute eben eine andere Meinung haben, weil sie nicht nachvollziehen können, was dort gerade passiert“.*

Um das positive Verhalten der deutschen Politik zu unterstreichen, wird auf andere Länder verwiesen, die nun als Negativfolie dienen, wie Yaara: *„Also was passiert in Unis in Amerika. In anderen Ländern. Südafrika. [...] Algerien. Hat mit Israel nichts zu tun. Die haben nichts zu essen und jetzt sind sie total gegen Israel. [...] Es vereint ein bisschen die arabischen Länder gegen Israel“.* Auch Mila konstatiert: *„Deutschland handelt im Gegensatz zu anderen europäischen Staaten in vielen Bereichen konsequent, beispielsweise durch das Verbot bestimmter Vereine, die Sympathien für die Hamas zeigen. Das ist positiv.“*

6. Folgen des 7. Oktober

Im Folgenden wird diskutiert, inwieweit unsere Interviewpartner:innen seit dem 7. Oktober noch mehr meiden, in nichtjüdischer Umgebung als jüdisch erkennbar zu sein. Dabei werden folgende Lebensbereiche thematisiert: Identifizierbarkeit durch jüdische Symbole, Verhalten in öffentlichen Verkehrsmitteln und im Taxi, das persönliche Gespräch, Beruf und Soziale Medien.

6.1. Vermeidung von Erkennbarkeit

Es fällt auf, dass sich die große Mehrheit der Interviewteilnehmer:innen seit dem 7.10. wesentlich vorsichtiger mit der Erkennbarkeit der eigenen jüdischen Identität verhält. Aaron ist einer der wenigen, der seine jüdische Identität nun noch offensiver zeigen möchte. Andere, wie Tamara, haben nichts an ihrem Verhalten verändert. Sichtbarkeit ist für sie ein Zeichen an die Mehrheitsgesellschaft: *„Man muss Präsenz zeigen, man muss zeigen, dass man da ist und dass man auch als jüdische Gemeinde und Gemeinschaft was zu bieten hat“.* Diese beiden Befragten sind bereits im Rentenalter und haben keine Kinder bzw. Enkelkinder. Aaron hat seit seiner Kindheit Antisemitismus erlebt und ist aus diesem Grund sehr aktiv im Kampf gegen Antisemitismus, unter anderem bei Meet-a-Jew. Tamara hebt hervor, sehr viele positive Erlebnisse gemacht zu haben, auch seit dem 7. Oktober. Als pensionierte Lehrerin nutzt sie bis heute ihre Expertise im Bereich der Pädagogik, um ehrenamtlich das Judentum zu vermitteln.

Einige der Interviewteilnehmer:innen erklären, ihre große Vorsicht beizubehalten. Julia hat keinen Anschluss an jüdische Institutionen und ist daher nicht als jüdisch identifizierbar, woran sich seit dem 7.10. nichts geändert habe. Ähnliches berichtet Jeanette. Sie weiß von keinen antisemitischen Vorfällen in ihrer Stadt, sodass ihr Sicherheitsgefühl nicht beeinträchtigt worden ist. Yael, eine israelische Jüdin, die wiederum in Berlin lebt, erzählt: *„Angst hatte ich seit Jahren. Also, ich laufe jetzt nicht mit dem Davidstern“.* Zwar ist das, was nun passiert, nicht neu, aber *„extremer“.* Schon vor dem 7.10. gab sie Acht, in der

U-Bahn kein Hebräisch zu sprechen oder zu lesen. Insbesondere vor arabischen Menschen hatte sie schon vorher Angst, da sie im Gegensatz zu Deutschen „*Hebräisch von Arabisch unterscheiden*“ könnten.

Einige Interviewteilnehmer:innen berichten von kleinen, zahlreichen Veränderungen in ihren Gewohnheiten. Wir beginnen mit dem Thema jüdische Symbole. Susan beispielsweise hadert mit sich, da sie sich hin- und hergerissen fühlt zwischen der Angst vor Judenhass und der Gewissheit, nur durch Sichtbarkeit dem etwas entgegenzusetzen zu können. Nichtsdestotrotz schätzt sie die Sicherheitslage derzeit als so gespannt an, sodass sie ihren Magen David versteckt: „*Ich möchte noch genauso umgehen wie vorher*“. Dennoch sagt sie: „*Ich brauche keine Faust im Gesicht. Das kann ich mir sparen. Den [Magen David] habe ich unter dem Pullover an*“.

Auch Ludmilla trägt ihre Kette nicht mehr, auf der ihr Name auf Hebräisch steht, zudem: „*Man ist ein bisschen vorsichtiger zu sagen, ich bin jüdisch. (...) Also es sind so diese kleinen Kleinigkeiten*“. Samuel trug seinen Magen David sehr selten, doch seit dem 7.10. gar nicht mehr: „*Es war für mich keine große Umstellung, weil ich das vorher auch nicht wirklich gemacht habe*“. Ähnliches berichtet Vanessa: Sie musste sich einer Operation unterziehen und vermied es im Krankenhaus, ihre jüdische Identität preiszugeben. Ihren Magen David trägt sie nur noch unter den Kleidern und sie erwägt ferner, einen Anhänger mit hebräischen Buchstaben ebenso zu verstecken. Debora berichtet von einem Autounfall, bei dem sie von einer Person angefahren wurde, die so aussah, als habe sie einen „*türkisch-arabischen Background*“. Plötzlich überkam sie eine Panik, weil sie in ihrem Auto „*eine Hamsa als Luftanhänger*“ habe und fürchtete, der andere Autofahrer könne sie als jüdisch identifizieren. Sie beschreibt, was sich seit dem 7.10. für sie veränderte: „*Und sofort war bei mir: Oh Gott, wenn der meine Hand [die Hamsa] sieht im Auto! Vielleicht ist es Paranoia, aber es war auf einmal da so ein Gefühl von: Boah, bloß jetzt nichts Falsches sagen! Nichts Falsches machen, nichts Falsches zu erkennen geben! Ist im Auto alles abgedeckt, sicher? Das hatte ich noch nie und das will ich auch nicht haben, das fühlt sich scheiße an! Ja, und vielleicht sind es einfach kranke Gedanken, aber sie sind halt auf einmal da und das ist etwas, was sich definitiv verändert hat seit dem 7. Oktober. (...) Und auf jeden Fall habe ich so Gedanken bekommen: Wie lange ist es noch meine Heimat, mein Zuhause? Wie lange bin ich hier überhaupt noch willkommen? Also, ab wann ist dieser Punkt, (...) wo es einfach zu gefährlich wird?*“.

Die Angst vor antisemitischer Bedrohung beeinträchtigt die Interviewteilnehmer:innen also in alltäglichen Situationen. Ludmilla berichtet, dass sie unbewusst damit anfing, ihre Einkaufstasche, auf der eine kleine Menora abgedruckt ist, so zu tragen, dass sie nicht zu sehen ist, obwohl sie sich bisher in ihrem Viertel immer sicher gefühlt hatte: „*Und ich habe einfach gemerkt, dass ich dazu übergegangen bin, diese Tasche anders rumzutragen. Also, so dass man das [die Menora] eben gar nicht sofort erstmal sieht*“. Uri beschreibt, wie sehr ihn – einen israelischen Juden – im Alltag die Angst vor der Begegnung mit Judenhass beeinträchtigt: „*Aber es ist halt immer so dreimal überlegt, wie man sich präsentiert, wo man reingeht, mit wem man spricht, mit wem man nicht spricht, ob ich am Telefon jetzt Hebräisch spreche, oder nicht. Oder ich mache die Helligkeit von meinem Bildschirm runter, wenn ich auf mit Hebräisch schreibe. Solche Sachen. (...) Es ist irgendwo diese Balance, dieses balancieren zwischen: Ich habe dauernd Angst, dass mir irgendwas gleich passiert, dass irgendeiner in einem Gespräch mich zur Schau stellt, mich gleich fertig-*

machen wird. Und ich muss aber funktionieren. Ich habe die nächsten zwei Wochen durchgängig Klausuren und ich arbeite und ich habe Uni-Sachen zu erledigen. Ich versuche, irgendwie Privatleben zu haben, aber das funktioniert schlecht, wenn man irgendwie die ganze Zeit sich Gedanken machen muss, was sage ich, mit wem spreche ich, wohin gehe ich, was kann ich zeigen, was kann ich nicht zeigen? Also ich habe noch das Glück, dass ich halt auf drei weiteren Sprachen kommunizieren kann. Aber es ist ja auch nicht unbedingt der Weg“.

Gegenüber Taxi- bzw. Uber-Fahrern zeigen sich zwei der Befragten als besonders vorsichtig. Josefine zum Beispiel wollte zu einer jüdischen Einrichtung und ließ sich vom Uber-Fahrer ein paar Häuser weiter absetzen, damit er nicht schließen konnte, dass sie jüdisch sei. Auch Ludmila berichtet von Freund:innen, dass sie nicht ihren eigentlichen Namen nennen.

Dina hingegen fühlt sich nicht persönlich betroffen. Zudem bezeichnet sie sich als „Dawka-Typ“, worunter sie eine Persönlichkeit versteht, die sich „nicht so leicht erschrecken“ lässt. Zudem habe sie sich Methoden angeeignet, um „trotzdem ins Gespräch zu kommen“. Nichtsdestotrotz meidet sie Veranstaltungen, bei denen es zu Konfrontationen kommen könnte. Sie wartet erst einmal ab, bis sich die Situation entspannt habe. Generell vermisst sie bei Leuten, die eine Meinung über den Konflikt äußern, Wissen, um darüber sprechen zu können.

Auch im beruflichen Kontext ergeben sich neue Herausforderungen aus Angst, als jüdisch erkennbar zu sein, sodass verschiedene Maßnahmen ergriffen werden, um das zu verhindern. Yaara hat panische Angst auf ihrem Arbeitsplatz, welcher in der Nähe eines Integrationskurses liegt, als Israelin identifiziert zu werden und bat daher um eine Raumverlegung: „*Und ich hatte total Angst, dass jemand mich beleidigt, nicht verletzt, aber vielleicht erzählen sie das in der Familie und jemand denkt: Ach, ich komme nächsten Montag und ich mache was! Oder ja, oder komme und sage was! Sie müssen mich nicht umbringen, aber beleidigen oder so oder verletzen. Und dann hatte ich so Angst. Ich konnte in der Nacht nicht schlafen*“. Da Ludmila für eine jüdische Organisation arbeitet, kann sie ihre jüdische Identität in beruflichen Kontexten nicht verbergen, wodurch sie vor besondere Herausforderungen gestellt wird. Sie beschreibt folgende Situation: „*Wir mussten Poster drucken. Wir haben überlegt: Zu welcher Druckerei gehen wir? Dann habe ich gesagt, es gibt eine Druckerei, bei der habe ich schon mal was gedruckt. Irgendwie für eine andere jüdische Institution. Dann gehen wir zu denen hin, weil da weiß ich, woran ich bin. Also da ist man einfach viel vorsichtiger*“.

Natan verbirgt zwar seine israelische Herkunft im beruflichen Kontext nicht, da er sie in seiner Kunst thematisiert, jedoch versucht er auf Veranstaltungen, das Thema Krieg in Gaza zu vermeiden.

Hier lässt sich ein wesentlicher Unterschied zur Erstbefragung identifizieren: Nach dem 7. Oktober fühlte eine größere Anzahl der Befragten die Notwendigkeit, die israelische Herkunft verstecken zu müssen.

Es wurde bereits diskutiert, dass der Judenhass in Social Media sehr stark verbreitet ist. Infolge des 7.10. mussten die Befragten daher neu reflektieren, wie sie dort mit ihrer jüdischen Identität umzugehen sollten. Chava erlebte das folgendermaßen: „*Und mein Social*

Media content hat sich ein bisschen geändert. Also, ich war vorher deutlich offener, habe ganz viel geteilt auch. (...) Aber seitdem das passiert ist, hatte ich irgendwie nochmal mehr Angst. Was zeige ich von uns? (...) Kann ich jetzt zeigen, dass ich in die Synagoge gehe oder nicht? Ich kann es nicht. Ich habe alle meine Accounts privat gemacht. (...) Deswegen mache ich das jetzt schon wieder ein bisschen, aber noch mal deutlich vorsichtiger, würde ich sagen“. Luisa erwog, Hinweise auf ihre jüdische Identität zu löschen, entschied sich aber dagegen. Das bedeutet für sie: „Aber dadurch habe ich natürlich eine gewisse Portion mehr Angst oder Sorge, dass irgendjemand auf mich stößt, der oder die hasserfüllt ist und verblendet vor Hass, (...) dass mir dann das passieren könnte. Also da ist auf jeden Fall eine viel größere Angst da“.

Es wurde deutlich, dass der Alltag immens von Sicherheitsüberlegungen geprägt ist. Viele Befragte fühlen sich extrem unsicher und passen ihr Verhalten entsprechend an. Luisa entschied sich dafür, in Social Media als Jüdin sichtbar zu bleiben, was jedoch mit einem erhöhten Gefühl der Unsicherheit einhergeht. Für Jüdinnen und Juden aus Israel ist es wesentlich schwerer, die israelische Herkunft zu verbergen. Auch hier lässt sich ein wesentlicher Unterschied zur Erstbefragung identifizieren: Nach dem 7.10. fühlte eine größere Anzahl der Befragten die Notwendigkeit, die israelische Herkunft verstecken zu müssen.

Der in Israel geborene Uri hat einen israelischen Namen und kann daher schwer seine israelische Identität verbergen. Jedoch nutzt er mittlerweile in Situationen, in denen er sich nicht sicher fühlt, seinen zweiten Namen und gibt an, aus der Ukraine zu stammen, die Herkunft seiner Vorfahren: „Aber, dass ich irgendeinen gängigen Namen habe – deswegen, verstecken geht nicht. Das Einzige, dass ich dann einfach auch mache, wenn das Thema kommt, dass ich schnell weglenke bzw. halt, also bei Leuten, wo ich mich wirklich nicht cool fühle, da stelle ich mich halt mit meinem zweiten Namen vor, der ein gängiger Name ist. Aber den ich halt nie nutze, es ist kein Name, mit dem ich mich halt verbinde. Aber es passt schon, wenn halt dann jemand fragt, dann bin ich halt aus der Ukraine. Stimmt ja irgendwo. Aber ja, ich meine, ich versteck es nicht“. Auch Uri fühlt sich offensichtlich sehr unwohl damit, seine jüdische bzw. israelische Identität verbergen zu müssen, auch er scheint, wie andere, damit zu hadern. Doch die Erfahrungen der letzten Monate zwangen ihn dazu, vorsichtiger im Umgang mit anderen Menschen zu sein.

Das Thema israelischer Name beschäftigt auch Yaara. Sie erzählt, bis zum 7.10. ihre schwangere Tochter dazu ermutigt zu haben, einen israelischen Namen für ihr Kind zu wählen: „Und jetzt habe ich gesagt: Bloß nicht! Ich will nicht, dass sie auffallen. Finde ich traurig. Dabei habe ich noch nichts Schlechtes erlebt. Auch mein Umfeld“. Zudem sei Yaara immer stolz auf ihre jüdische und israelische Identität gewesen und habe offen darüber gesprochen. Abweisende Reaktionen hätten sie nicht abgeschreckt. Seit dem 7.10. hat sich das grundlegend geändert. Nun vermeidet sie es, darüber zu sprechen. Sie sagt: „Und ich will auch nicht gefragt werden. Die Leute wissen auch nicht immer was zu sagen.“ Yaara berichtet ferner von einer israelischen Freundin, die halbe Britin ist und sagte: „Ich werde ab heute sagen, dass ich nur Britin bin.“ Ein anderer Freund aus Indien gab an, nur noch seine indische Identität zu erwähnen.

Uri spricht noch das Thema Zionismus an. Er versteht sich als Zionist, meint aber, das in nichtjüdischen Kreisen nicht offen sagen können, da „das Wort Zionist ist oft, mittlerweile sehr, sehr negativ konnotiert und hat nichts mehr, in vielen Köpfen, mit Selbstbestimmung zu tun“.

Es wurde deutlich, dass die Angst vor antisemitischer Gewalt alle Lebensbereiche umfasst. Sowohl im beruflichen, im medialen aber auch im öffentlichen Kontext lassen die Befragten Vorsicht walten. Selbst diejenigen, die vorher eher bedenkenlos agierten, zeigen sich nun besorgt. Wenige Befragte änderten nichts an ihrem Verhalten. Das sind entweder solche, die vorher schon ihre jüdische Identität weitestgehend verbargen oder solche, die bereits in Rente bzw. Pension sind und/oder einen sicheren Freundes- und Bekanntenkreis haben.

6.2. Folgen des 7. Oktober für die jüdischen Gemeinden

Im Interview wurde explizit danach gefragt, welche Veränderungen in den jüdischen Gemeinden festgestellt wurden.

Zunächst wurden die Sicherheitsstandards der Gemeinden nach dem 7.10. erhöht. Uri vermutet, dass es sich dabei um *„die kleinen Sachen [handelt], die man, glaube ich, schlecht wirklich öffentlich mitbekommt.“* Er nennt ein paar Beispiele: *„Dass die Security Leute halt jetzt nicht mehr einfach nur dastehen, sondern halt ein einmal noch mal Panzerglas davor haben oder halt noch eine Schutzweste anhaben. (...) Aber in Berlin, in der Gemeinde, in der ich sehr viel früher aktiv war, die haben den ganzen Fußgängerbereich vor der Tür abgesperrt, nachdem Molotov Cocktails draufgefallen sind. Halt sowas“.* Auch Ludmila spricht von *„Kleinigkeiten“*: *„Also das sind so diese Kleinigkeiten und eben mit der Sicherheit, dass die wirklich noch mal ganz genau gucken, wer kommt da rein, wer sind die Leute. Ich sehe es jetzt auch bei uns bei der Arbeit. Da ist auch noch mal der Sicherheitsstandard noch mal hochgefahren worden. Ich habe Seminare, die ich mache, die wir hier 100 km von X. entfernt machen, wo wir auch jemanden von der Sicherheit dort haben. Die Polizei fährt da eigentlich ab und zu vorbei und derzeit, also seit dem 7. Oktober, bei den Seminaren, die dann danach stattgefunden haben, ist die Polizei wirklich 24 Stunden 7 Tage die Woche da. Das ist etwas, was es vorher nicht gab. Und das war die Einschätzung die Polizei, dass sie das gemacht haben. Das war gar nicht von uns aus“.*

Sehr viele der Befragten schildern, dass sich die Mitglieder der jüdischen Community viel vorsichtiger in ihrem Alltag verhielten. Vanessa erzählt: *„Und man hat bei uns in der Synagoge auch gesagt: Sei vorsichtig! Also kein Israel-T-Shirt oder solche Sachen“.* Ludmila berichtet davon, dass am sogenannten *„Tag des Zorns“* (die Terrororganisation Hamas hatte für den 20. Oktober 2023 zur Gewalt weltweit aufgerufen) 80 Prozent der Eltern ihre Kinder nicht zur Schule geschickt hätten. Uri beobachtet: *„Es ist eine ganze Gemeinde an Leuten, die halt genau dasselbe durchmachen. Man merkt es, es ist sehr bedrückt. Alle schauen sich auch viel mehr um“.* Von einer bedrückten Stimmung spricht auch Anja: *„In der Gemeinde, da sind schon alle bedrückt, sehr bedrückt“.*

Einige Gemeindemitglieder gehen aus Angst nicht mehr in die Synagoge. Josefine begründet diese ihre Entscheidung mit der Sorge um ihr Kind. Natan hingegen beobachtet, dass seit dem 7. Oktober mehr Leute an den Gottesdiensten teilnehmen: *„Möglicherweise kommen mehr Leute dazu, also zu Gottesdienst und sowas. (...) Und ich habe das Gefühl, es kommen seitdem mehr Leute zum Gottesdienst und sowas“.* Auch Tamara hebt die wachsende Bedeutung der jüdischen Gemeinde hervor. Sie sagt: *„Man steht zusammen, egal woher man kommt. Das war eigentlich schon immer der Fall, aber jetzt erst recht, weil man sich gegenseitig stärkt“.*

Die Befragten äußern zum Teil auch Kritik an innerjüdischen Entwicklungen. Muriel beispielsweise beobachtet eine gewisse Frontbildung dergestalt, dass zwar der Antisemitismus anderer erkannt, jedoch kaum Selbstreflexion hinsichtlich eigener Vorurteilsstrukturen geübt werde. Zudem würden andere zu schnell in die „antisemitische Ecke“ gestellt: *„Also ich finde, das ist auch sehr leicht, sich in eine gute Position zu stellen, wenn man sagt: ‚Die anderen sind so antisemitisch und haben was gegen uns!‘. (...) Mir hat da ein bisschen auch auf dem Gemeindetag (...) gefehlt, dass man dann sagt: Ja, aber wir in Israel oder wir sind auch intolerant oft. Oder wir kennen das auch, also dass es so zum Menschsein dazu gehört, zu projizieren. Das wird dann immer so getrennt: Also da sind die Antisemiten und wir haben das ja gar nicht sowas!“*. Weiterhin wird innerhalb der jüdischen Gemeinschaft diskutiert, welche Kritik an Israel gerechtfertigt ist oder nicht. Muriel empfindet es als große Herausforderung, da Position zu beziehen: *„Aber man lebt ja nicht dort. Man hat ja nicht diese tagtäglichen Konfrontationen mit Krieg und da finde ich es ganz schwierig dazu sagen, wie die das dort machen sollen. Und da halte ich mich auch hier in Diskussionen manchmal zurück. Weil es geht mir dann zu weit, diese Küchentischpolitik, wo alle wissen, wie es richtig sein sollte. Also das regt mich manchmal sehr auf“*.

David beobachtete eine positive Entwicklung in seiner Gemeinde. Nachdem dort ein misslungener Anschlag verübt worden war, hielt die Nachbarschaft Mahnwachen. Dieser nachbarschaftliche Einsatz führte dazu, dass sich die Gemeinde, die bis dahin eher verschlossen war, auch offener nach außen zeigte, was ihn freute.

Ludmila zieht für sich keine Schlüsse, sondern ist besorgt über die Schlüsse, die andere ziehen. Sie beobachtet in ihrem Umfeld, dass Leute behaupten, erst seit dem 7.10. könne man nicht mehr mit Kippah auf der Straße sichtbar sein. Jedoch war dies schon in den 1990er Jahren teilweise problematisch. Weiterhin sagt sie: *„Aber auch wenn mir dann erklärt wird, dass wir als Juden die AfD wählen sollten jetzt, finde ich das mehr als problematisch. Das sind so, glaube ich, nicht die Schlüsse, die ich ziehe, sondern die andere ziehen, die mir ein bisschen Sorgen bereiten“*.

6.3. Gefühlszustand seit dem 7. Oktober

Auf die Frage, was sich seit dem 7. Oktober verändert hat und inwiefern es ein „Vorher“ und ein „Nachher“ gibt, wurde überwiegend emotional reagiert. Es dominieren seitdem – teilweise zum ersten Mal – Gefühle der „Angst“, „Hoffnungslosigkeit“ und „Unsicherheit“. Unmittelbar nach dem 7. Oktober befanden sich die Interviewteilnehmer:innen ausnahmslos in einem Schockzustand.

Der in Israel geborene Student Uri konstatiert: *„Nachher - es gibt halt noch kein Nachher. Also ich wünschte zu sagen, okay, es ist Nachher und ist alles schon längst vorbei und jetzt sind wir nur noch dabei, unsere eigenen Wunden zu pflegen. Es ist einfach nicht. Es gibt definitiv ein „Vorher“. Ich hatte vorher einen wunderbaren Urlaub. Ich bin nach Hause gekommen, ich habe mich gut gefühlt, es war das Ende des Sommers. Ich habe Reisen wieder zurück geplant. Einfach gerade jetzt ist es mit sehr, sehr viel Schmerz verbunden. Das ist das eine Thema. Deswegen, ich glaub vor, also es ist halt vorher, man hat es nicht kommen sehen und das ist so ein emotionales Hoch gewesen und dann ist es gerade gekappt worden. Also ich persönlich habe deswegen auch jetzt wieder ein paar Gespräch-Sitzungen*

*halt mit Therapeuten*innen gesucht, um mich da wieder zu fangen. Aber da habe ich auch Glück, dass es Angebote gab. Und das ist halt einfach sehr viel zu verarbeiten. Deswegen, für mich ist es gerade noch so mittendrin“.*

Auch Vanessa beschreibt ihren Gefühlszustand mit drastischen Worten: *„Ich kann das am besten beschreiben: Man klebt sich eine Schicht ans Fenster, das es dunkler macht, wie Sonnenschutz. [...] So fühlt sich das an. Als ob es eine dunkle Decke gibt“.* Weiter erklärt sie: *„Auch eine Art Ohnmacht, denn man kann es nicht ändern. Man möchte so gerne sagen, es wäre noch der 6. Oktober. Ich habe einen Kalender hier. Diese kleinen Karten muss man umlegen. Und ich halte das auf Oktober 6. Ab Oktober 7 habe ich das nicht mehr geändert. Da ist noch immer Oktober 6. Sonst machte ich das jeden Tag. Ganz ehrlich, ich bin verwirrt“.*

Vanessa ist nicht die Einzige, die sich orientierungslos fühlt. Die Situation ist für viele auch deshalb so aufwühlend, weil die politische Situation so komplex ist. Das viele Leid ist schmerzhaft, das Ringen nach Antworten scheint hoffnungslos. Jeanette sieht keinen Weg, *„wie es weitergehen kann“.* Sie sagt: *„Es kommt mir vor, als ob – also es ist wirklich so brennend, wie schon lange nicht mehr“.* Muriel hadert damit, das Leid mit ihrem Gottesbild zu vereinbaren: *„Ich versuche das ja auch irgendwie einzuordnen, mein Weltbild, oder mein religiöses Bild. Diese Frage, wie kann Gott sowas zulassen? Und das versuche ich dann für mich persönlich – das hat sich schon verändert, dass ich dann auch denke: Ich muss das ja irgendwie, man muss ja vieles auch einfach so aushalten, was man vielleicht unbegreiflich findet. Dass ich denke, ich muss versuchen, für mich damit einen guten Weg zu finden und nicht da dran so kaputt zu gehen, weil das so unvorstellbar ist, was Menschen alles anderen Menschen so antun können. Es ist schwer auszuhalten“.*

Muriel und Vanessa befinden sich also in dem Prozess, ihr Weltbild angesichts dieser Grausamkeiten zu sortieren. Samuel kam für sich zum Schluss, *„Dass es wirklich möglich ist, es wurde wieder bewiesen, dass es wirklich möglich ist, für eine kleine, prozentual kleine Gruppe von Terroristen und Fundamentalisten ganz viel zu ruinieren. Um Frieden zu finden, braucht man einen großen Ansatz [...]“.* Für ihn hat sich seit dem 7. Oktober gezeigt, wie fragil Frieden tatsächlich ist. Yaara hat die Befürchtung, *„es gibt keinen sicheren Ort auf der Welt für Juden, irgendwie. Auf der anderen Seite denke ich, ob es überhaupt im Leben so eine Sicherheit gibt?“.*

Darüber hinaus berichten einige Interviewpartner:innen, dass Deutschland von vielen Jüdinnen und Juden als sicheres Heimatland infrage gestellt werde. Aaron stellt hier eine Verschiebung innerhalb der jüdischen Community fest: *„Ob es noch möglich ist, in Deutschland zu leben, oder ob man drüber nachdenkt, Alijah zu machen. Darüber denken jetzt alle nach. Das war früher nicht der Fall. Es gab einen ganz großen Teil in der jüdischen Community in Deutschland, die bewusst Deutschsein für sich in Anspruch genommen hat. Ich denke, sowas hat ganz stark abgenommen, ganz stark“.* Doch nicht nur Deutschland wird von Aaron als instabil bewertet, sondern auch die USA und *„die gesamte westliche Zivilisation“.* Auch werden große Sorgen um die Zukunft Israels geäußert. Für Yaara, die in Israel geboren ist, ist mit dem 7. Oktober die Vorstellung *„geplatzt [...] zwei sichere Länder, relativ sichere Länder“* zu haben, wo sie leben könne. Sie fügt hinzu: *„Ich bin so überfordert“.* Auch Muriel ist sehr besorgt um Israel. Sie äußert sich kritisch den Entwicklungen im Land, die bereits vor dem 7.10. zu beobachten waren, wie den wachsenden Einfluss der *„religiösen Leute in Israel, oder die Siedler und diese fanatischen*

Gruppen“. Weiter: *„Oder das sind ja auch rassistische Züge dort, dass es so weit kommen konnte mit der Entwicklung, das hat mich vorher schon ein bisschen geschockt. [...] Und auch, dass die Wirtschaft leidet. Also ich habe das Gefühl, das ganze Land bricht im Moment so ein bisschen in sich zusammen. Wie kann das wieder so aufgebaut werden, dass es wieder stabil wird?“*. In Deutschland hingegen fühle sie sich mit ihrer jüdischen Religion sehr wohl: *„Und ich fühle mich auch wohl in meiner Offenheit zu anderen Leuten. Also ich muss nicht abschotten“*.

Susan macht sich besonders große Sorgen um die Zukunft ihrer Kinder und Enkelkinder: *„Ich mache mir viel mehr Sorgen um die Zukunft, vor allem die Zukunft meiner Kinder und Enkelkinder, wie ich das vorher gemacht habe.“* Auch Ludmila sorgt sich sehr stark darum, wie sich die Zukunft entwickeln wird und empfindet *„Unsicherheit. Sehr viel Unsicherheit, was so in der Zukunft noch auf uns zukommen wird. Weil, es gibt eine große Gruppe, die einfach gerade sehr, sehr wütend ist, und ich weiß nicht, wieweit und wohin das führen kann“*.

6.4. Gesellschaftliche Situation in Deutschland

Es wurde ferner diskutiert, was sich seit dem 7. Oktober in Deutschland verändert hat. Besonders häufig wird die Beobachtung geteilt, dass es eine gesellschaftliche Spaltung gegeben habe, welche sich im sprachlichen Umgang manifestiere. Neben der wachsenden Salonfähigkeit von Antisemitismus wird auch die Sorge darüber zum Ausdruck gebracht, dass viele Personen ihre Meinung äußerten, ohne die entsprechende Expertise vorweisen zu können. Als besonders alarmierend wird der massive Anstieg von Gewalt, sowohl physischer Natur auch als auch in sprachlicher Form, empfunden.

Viele nennen eine statistische Zunahme von Antisemitismus, der sie sehr beunruhigt, wie Samuel: *„Ich habe es nicht persönlich erfahren, aber ich kriege mit natürlich, was in der Zwischenzeit ist. Also von der Statistik her ist das sehr brutal. Also sehr rau geworden. Aber ich habe das nicht direkt erfahren“*. Debora beobachtet in ihrer Heimatstadt, dass Judenhass auf den Straßen mittlerweile offen propagiert werden kann: *„Es ist eine Hemmschwelle verlorengegangen sozusagen. Es war auf einmal kein Problem, auf die Straße zu gehen und zu rufen: ‚Tötet die Juden!‘ Das hat sich verändert“*. Susan nimmt es ähnlich wahr. Judenhass war zwar schon vor dem 7.10. vorhanden, jedoch sei seitdem *„gesellschaftlich (...) was aufgebrochen. Es hat eine andere Qualität bekommen. Es wurde direkter“*. Mila findet, das *„Gewaltpotential ist enorm gestiegen“*. Yaara zeigt sich desillusioniert, weil einerseits *„der Antisemitismus seinen Kopf hebt“* und andererseits, *„dass es nicht verurteilt wird, sehr, sehr stark auch von Leuten um mich. Das ist so ein bisschen geplatzt. So eine Art Illusion“*. Jeanette fürchtet zudem einen rasanten Anstieg des Antisemitismus mit Fortschreiten des Krieges: *„Das ist einfach so eine permanente Bedrohungskulisse, auch weil es zu viel mehr antisemitischen Ausschreitungen in Deutschland geführt hat und auch noch weiterführen wird, möglicherweise“*.

Susan hätte nicht erwartet, dass sich der Hass gegen Juden in alltäglichen Bereichen, wie in der Schule und im Kulturbereich, manifestieren würde. Sie fürchtet, dass sich der Druck auf diejenigen massiv verstärkt, die auf der Seite von Israel stehen und fragt sich, wie lange es Deutschland mit seiner pro-Israel-Einstellung aushalten wird: *„Ich würde sagen,*

das hätte ich vor einiger Zeit nicht gesagt, ob das sich weiter so verselbständigt, ja, dieser gewaltbereite Hass, dass man einen normalen Alltag, z.B. von Schulen, von Kultur, dass es sich einfach so sehr richtet gegen Juden, dass man hier gar nicht leben kann. (...) Ich halte eine solche Entwicklung nicht für unvorstellbar. Ich habe gestern gelesen, dass es, ich glaube, 800 Kulturschaffende gibt in der Welt, glaube ich, die so ein Pamphlet unterschrieben haben, Deutschland nicht mehr zu nutzen für Kultur, solange Deutschland (...) an der Seite von Israel steht. (...) Da gab's ja schon etliche (...) Positionierungen, die absolut israelfeindlich waren. (...) Also, unter welche Druckzwänge kommt einer, der sich an die Seite von Israel stellt. Kann der das durchhalten? "

Viele unserer Interviewpartner:innen benutzen den Begriff der „Spaltung“, um die innergesellschaftliche Entwicklung seit dem 7. Oktober zu beschreiben. Diese Spaltung manifestiere sich im Diskussionsverhalten der Menschen: *„Die Leute sind gespalten, leider. Und dazu gibt es auch viele Leute, die sehen nur ihre eigenen Nachrichten im Internet. (...) Ja, das ist ganz schwierig und das Problem hatte ich schon in Amerika, mit Trump, Leute die nur Fox-News sehen, die haben eine ganz andere Einsicht in der Gesellschaft als Leute, die nicht Fox sehen“*. Die Spaltung führt Vanessa also darauf zurück, dass Menschen sich nur noch über ihre eigene mediale Blase informierten. Weiterhin beobachtet sie, dass viele Menschen *„eine ausgeprägte Meinung“* hätten, sodass es schwieriger würde, zu akzeptieren, wenn der Gesprächspartner eine andere Meinung vertritt: *„Jedermann, die ich gesprochen habe, hat eine Meinung. Aber eine ausgeprägte Meinung. Es gibt viel weniger: ‚Ja, wir reden darüber, wir wissen es nicht so genau, du hast deine Meinung, ich hab' meine Meinung‘. Die Leute sind jetzt viel (...) aufgebrachter. Und auch Leute übrigens, die nicht so genau wissen, was vorgeht, die haben eine ausgeprägte Meinung. Und ich habe Angst, dass es eine Spaltung geben wird. Die es jetzt wahrscheinlich ein bisschen gibt unter der Erde, (...) bedeckt, dass das schlimmer wird“*. Vanessa fürchtet darüber hinaus, dass sich diese Spaltung besonders zwischen Muslimen und Nichtmuslimen ausprägt. Seit dem 7.10. fühlt sie sich in Gegenden unwohl, in denen viele Muslime leben: *„Aber jetzt, was denken die Leute? Vorher dachte ich nicht so darüber nach. Jetzt ja – was würden sie sagen, wenn sie wissen, dass ich jüdisch bin? Was die Leute in der Straße natürlich nicht wissen. Ich weiß es nicht. Es hat sich tatsächlich etwas völlig geändert“*.

Auch Luisa thematisiert den Islam, da sie eine Radikalisierung ihres muslimischen Freundeskreises feststellte. Bisher habe sie sich *„immer sehr verbunden gefühlt mit eigentlich allen Muslimen und Arabern und Ausländern allgemein, weil ich immer dachte, ja Mensch, wir haben irgendwie was gemeinsam. Wir (...) sind eigentlich alle sehr – dachte ich – sehr warmherzig und sehr offen, und (habe) mich da immer sehr zugehörig gefühlt zu anderen Menschen aus anderen Ländern. Weil ich mitfühlen konnte, wie es sein muss in Deutschland, sich andersartig zu fühlen oder so. Und gerade finde ich dieses Mitgefühl nicht (...) Ich merke schon, dass ich manchmal Menschen sehe und sag: Bestimmt auch er hat gerade was gepostet über die Vergewaltigung oder über irgendwas, dass es nicht stimmt. Oder dass gerade das Krankenhaus wieder von Israel angegriffen wurde, oder so“*. Auf der anderen Seite hat Luisa in Gesprächen mit Muslimen festgestellt, dass man auch ihnen mit mehr Ressentiments begegnet: *„Ich spüre nicht, dass sich irgendwas verändert hat, abgesehen von der Stimmung so der allgemeinen Stimmung unter den Menschen. Ich denke auch, dass sich die Muslime hier nicht wohlfühlen gerade, und sich angegriffen fühlen. Also so war mein Eindruck. Und ich kann es auch verstehen. Es tut mir auch leid und gleichzeitig merke ich auch, dass ich gerade auch nicht mehr so offen bin, wie ich früher war“*. Yael stellt den Erfolg eines interreligiösen und interkulturellen Zusammenle-

bens in Deutschland infrage und Chava beobachtet, dass es vor dem 7.10. „deutlich mehr Hoffnung und Perspektive auf ein offenes, tolerantes Miteinander“ gegeben habe. Sie führt aus: „Und jetzt alles, was interreligiösen Dialog, was Toleranz grundsätzlich angeht, ist so viele Jahre zurückgeworfen. Also, wenn jetzt bei unseren Meet-a-Jew-Begegnungen z.B. jedes Mal dazu gesagt wird: ‚Okay, wir haben nochmal mit den Lehrkräften geredet, ob es wirklich sicher ist, dass ihr kommt‘. Vor zwei Monaten war das: ‚Ja, endlich kommt ihr‘! Und nicht: ‚Könnt ihr kommen? Ist es okay, wenn ihr euch hier offenbart?‘. Also, leider, ja leider, sind wir wieder an einem ganz anderen Standpunkt. Und nicht an einem besseren.“

Diese Spaltung geht mit dem Gefühl einher, keine Solidarität aus dem eigenen Umfeld zu erfahren. Vanessa hat zum ersten Mal „ein bisschen den Mut verloren“ und fühlt sich aufgrund der mangelnden Solidarität von nichtjüdischer Seite („Wo sind sie [die feministischen Gruppen] jetzt?“) auf jüdische Gruppen zurückgeworfen. Auch Noam konstatiert: „Ich fühle mich jetzt sehr einsam“.

Das Gefühl der Unsicherheit wird nicht nur durch gesellschaftliche Polarisierungen produziert, sondern auch durch die drohende Gefahr der Eskalation des Krieges in einen großflächigen Krieg, der sogar in einen Dritten Weltkrieg münden könnte. Samuel führt aus: „Erstens, ich habe Angst für Israel, weil Netanjahu hat einen Anteil an dieser Situation. Und was jetzt passieren wird, was seine Regierung tut, keine Ahnung! Und das hat natürlich auch einen Einfluss, was da passiert. Und dann gibt es natürlich die Möglichkeit, dass es ein großer Regional-Krieg dort ausbrechen wird, was durchaus auch den Dritten Weltkrieg noch auslösen könnte. Und dann ist Israel nur noch ein kleines Stück noch in dem Ganzen. Aber wer weiß! Es ist für mich extrem instabil“. Samuel äußert zudem seine Sorge um die Demokratie in den USA, falls Trump die nächsten Wahlen gewinnen sollte und um eine Zunahme des islamistischen Terrors in Europa. Die Gesamtsituation beunruhigt ihn sehr, wovon Israel „nur ein Teil davon“ sei. Auch Jeanette befürchtet, dass durch den 7.10. eine neue Terrorwelle losgetreten werden könnte. Yael wiederum ist frustriert darüber, dass vielen in Deutschland nicht klar sei, dass so ein Massaker auch hier passieren könnte: „So ein krasses Attentat kann auch hier passieren. Das ist mir klar. Das war mir nicht klar vorher. Und wenn Leute das nicht sehen, das macht mich wahnsinnig. Also, das ist dieses ‚Ja aber...‘“. Auch Tamara versteht den Angriff der Hamas als einen Angriff auf „unsere freiheitliche demokratische Grundordnung, auf die westliche Weltordnung. Und deshalb fühlt man dich doch irgendwie bedroht, nicht mehr so sicher“.

6.5. Resümee: Gefühl der Heimatlosigkeit

Debora kommen die Tränen, als sie nach den Folgen des Massakers gefragt wird. Sie sagt: „[Weint] Tut mir leid. Zum ersten Mal habe ich Angst. Entschuldigung. Zum ersten Mal kann ich nicht mehr ganz so selbstbewusst auftreten. Ich spüre sehr viel Angst und mache mir sehr viele Sorgen, wie das weitergeht. Ich fühle mich hier nicht zu Hause und fühle mich nicht sicher. Ist kein schönes Gefühl. Ich hatte vorgewarnt, dass es emotional ist. Entschuldigung“. Sie habe direkt nach dem 7.10. nicht arbeiten können und sich krankmelden müssen. Mittlerweile sei sie „müde“ geworden, „müde, die Nachrichten zu gucken. (...) Ich habe mich völlig hilflos gefühlt in der Zeit. Ich habe dann spontan so ein Charity-Event mitorganisiert, online, wo Spenden für Israel gesammelt wurden. Ich hatte einfach das Gefühl, ich muss irgendetwas tun., Also, hier zu sein und gar nichts tun zu kön-

nen, nicht hinfliegen zu können, nicht die Freunde und die Familie dort zu unterstützen – furchtbare Situation war das. (...) Also, ich war in Israel und das war meine Medizin. (...) Seitdem ich zurück bin, ist das wieder ein bisschen besser geworden. Dann kann ich hier wieder den Alltag leben. Aber es war wirklich... – hätte ich nicht gedacht von mir“.

Auch für Yael kamen seit dem 7.10. neue, essentielle Fragen auf. Sie nutzt das folgende Sprichwort, um das zu veranschaulichen: *„like someone pulled the ground under my feet“*. Konkret gibt sie an, sich neu „sortieren“ zu müssen: *„Was ist meine Heimat? Es ist nicht mehr dieselbe. (...) es betrifft wirklich die Kontakte mit Arabern und Muslimen. Das bedeutet für mich, dass ich ängstlicher bin, muss ich sagen“*.

In unseren Interviews drückten sehr viele ihre Besorgnis darüber aus, dass der Antisemitismus nicht nur in Deutschland massiv gestiegen ist, sondern auch in vielen anderen Ländern der westlichen Welt, wie in den USA. Aaron beobachtet: *„Und was sich ganz klar geändert hat, ist die Ängstigung der jüdischen Community in ganz Deutschland und in der ganzen Welt. Das hat sich ganz klar, extrem verstärkt. Selbst in New York“*. Dieses Unsicherheitsgefühl ausgelöst durch einen massiven Anstieg von Antisemitismus betrifft jedoch nicht nur Deutschland, sondern auch diejenigen Länder, die vor dem 7.10. als sichere Alternativen angesehen wurden. Susan zum Beispiel hat sich mit Freund:innen über die Frage unterhalten, wohin auszuwandern, sollte sich die Situation in Deutschland weiter verschlechtern: *„Zuallererst gibt es einen Bodensatz, der sowohl vorher ist wie nachher, und weil er schon vorher war, gibt es ihn natürlich auch nachher als Boden für vieles andere. Das Nachher ist, dass die Qualität eine andere geworden ist, also das ist so massiv und so offen ausgebrochen. Nicht nur in Deutschland. (...) Es ist ja ein Thema in der ganzen Welt, ne. Also, ich habe mit jüdischen Bekannten früher auch noch nie erlebt, die Frage: Wo könnte man hingehen? Ja, da wurde immer Amerika genannt, Kanada, aber auch natürlich Israel. Und da gibt es jetzt Zweifel, ne. Also, vor allem auch bei Amerika. (...) Also, was sich da an Universitäten tut und so weiter, ne - ist das ein Ausweg? Und jemand, den ich auch in seiner politischen Meinung sehr schätze, den habe ich das gefragt: ‚Wohin?‘. Der könnte sich das auch finanziell erlauben, einen Wechsel. Und der sagt: ‚Ja, wenn ich mir das heute so überlege, denke ich eigentlich nur an asiatische Länder‘. Da war ich wirklich baff. Also, das hätte man doch vor Jahren nicht gesagt! Also, das wäre nicht die Antwort gewesen! Und das Nachher, was Israel betrifft, ist natürlich das dieses Trauma, was da möglich war, hat Unbeschwertheit weggenommen. Also, da war was möglich, an was man wahrscheinlich vorher überhaupt nie gedacht hätte, dass es möglich sein könnte.“*

Das Massaker des 7. Oktober erschütterte die jüdische Community aufs äußerste. Neben der Sorge um Freund:innen und Angehörige in Israel, verunsichert der Anstieg des Antisemitismus in Deutschland und in der ganzen westlichen Welt. Hinzu kommt die immer größere Angst vor einer Eskalation des Krieges in Gaza und vor Terror in Europa. Diese massive Bedrohungslage führt bei den Interviewpartner:innen zu einer grundlegenden Verunsicherung. Dabei wird vor allen Dingen die zentrale Frage aufgeworfen, ob es auf dieser Welt überhaupt noch eine sichere Heimat für Juden gibt.

7. Bewältigungsstrategien

Wir befassen uns nun mit der Frage, welche Strategien Jüdinnen und Juden unternahmen, um den Schmerz und die Trauer seit dem 7. Oktober zu bewältigen. Hier zeichnet sich ab, dass bestimmte Strategien dominieren: Das Fortführen oder Aufnehmen von Engagement in Dialogprojekten, das Einschränken des Medienkonsums und vor allem die Gemeinschaft und der Austausch mit Freund:innen, Familie und innerhalb der jüdischen Gemeinde. Darüber hinaus werden sehr häufig konkrete Überlegungen angestellt, das Land im Falle einer fortschreitenden gesellschaftlichen Radikalisierung zu verlassen. Wir beginnen mit den offensiven Strategien in Form von gesellschaftlichem Engagement.

7.1. Engagement

Viele berichten von sehr schönen Begegnungen im Rahmen von „Meet-a-Jew“. Das motiviert Aaron: *„Und hab da viele Termine an Schulen, und das hilft mir auch. Und da muss ich sagen, da hab' ich mit der muslimischen Community eher gute Erfahrungen gemacht. Eher gute. Das muss man so offen sagen (...). Also da habe ich sehr, sehr gute Erfahrungen gemacht“*. Weiterhin ist er aktiv in den Sozialen Medien und versucht dort, ein Umdenken zu bewirken: *„Ich war so aktiv in den Sozialen Medien und wenn man dann merkt, dass man was bewirkt im Umdenken, und wenn man dann Zuspruch hat, sowas hilft (...). Das hilft auch. Man muss aktiv werden“*. Ebenso hat sich Samuel dazu entschlossen, seine Schulbegegnungen mit einem muslimischen Partner weiterzuführen. Dina hat in der Beschäftigung mit dem Thema Gewaltfreie Kommunikation neue Hoffnung geschöpft. Der Begründer dieser Kommunikationsform, Marshall Rosenberg, kam *„aus so einem Kontext (...), der sehr gewalttätig war. Und der hat wirklich diesen Weg gefunden und hat sehr viel mit Menschen gearbeitet, die in gewalttätigen Kontexten leben“*. Dina hat für sich also Strategien entwickelt, wie die Gewaltspiralen durchbrochen werden können und möchte sich zukünftig in Dialogprojekten engagieren.

Einige der Interviewteilnehmer:innen dachten im Laufe des Gesprächs über die Bildungssarbeit nach. Aufgrund der gesellschaftlichen Radikalisierung der letzten Monate zweifeln viele ihre Wirksamkeit an. Chava sieht ein Problem der Dialogprojekte darin, dass sie letzten Endes nur diejenigen erreichen, die ein grundlegendes Interesse am Austausch haben. Diejenigen, die diesen Austausch wirklich bräuchten, nähmen nicht daran teil. Dennoch möchte sie weiterhin aktiv sein: *„Ich habe davor gesagt: Hass fängt da an, wo Unwissen anfängt. Daran hat sich leider nichts geändert. Man merkt einfach nur noch mehr, wie präsent es ist. (...) Ich nehme mit, dass man weitermachen muss wie zuvor. Dass man versucht, offen zu bleiben, anderen Menschen irgendwie zu begegnen in unterschiedlichen Situationen. Nicht unbedingt nur mit einem Projekt, sondern auch im Fitnessstudio“*. Gabriel hadert noch, ob er sich weiterhin im Bildungsbereich engagieren möchte: *„Es hat sich für mich geändert, ich habe überlegt, ob es überhaupt noch was bringt, sich zu engagieren hier im Bildungssektor, also in die Schulen zu gehen, über jüdisches Leben in Deutschland zu erzählen. (...) Es scheint mir irgendwie eher sinnlos, oder auch nicht. Ich muss selber noch drüber nachdenken“*. Auch Debora war in den ersten Wochen nach dem 7. Oktober in einer Phase, in der sie ihr Ehrenamt grundlegend infragestellte. Sie kam zu dem Schluss: *„Und jetzt, glaube ich, komme ich so langsam wieder auf die Füße und denke mir: Nein, nicht aufgeben. Weitermachen. Ich glaube einfach, dass man weiterhin im Gespräch blei-*

ben muss. Man muss aufklären, erklären, bilden, Leuten begegnen. Also, ich weiß ja, es ist scheid viel Arbeit, aber ich weiß keine andere Lösung“. Weiterhin stellt sie fest: „Und ich glaube, man muss einfach unfassbar viel Geld in die Bildungsarbeit investieren. Schon ganz, ganz früh anfangen. Ganz viel Aufklärung leisten, und das geht nur über persönliche Gespräche. Über persönliche Begegnungen. Es geht nicht über fanatisches, extremes Denken. Und es geht auch nicht über isolieren und sich abkapseln.“

Sehr viele Interviewpartner:innen reagierten mit Rückzug auf die Welle des Antisemitismus seit dem 7. Oktober. Ob Freundeskreis, Familie oder Gemeinde – wichtig ist, einen Ort zu haben, an dem man sich sicher fühlt, um Kräfte zu sammeln.

7.2. Jüdische Ritualpraxis

Für Tamara sind die Gottesdienste sehr wichtig: *„Die Gottesdienste sind für mich auch sehr wichtig, weil wir auch wirklich so Gemeinschaftsgefühl vermitteln und dann auch danach haben wir am Samstag nach dem Gottesdienst so einen kleinen Imbiss, den Kid-dusch. Und das ist immer sehr schön. Da führt man auch gute Gespräche“*. Mehrmals wurde der Gemeindetag vom Zentralrat genannt, der den Befragten in dieser schweren Zeit geholfen habe, wie Muriel: *„Auch dieser Gemeindetag in Berlin, fand ich sehr wichtig, um ein Gemeinschaftsgefühl zu finden und auch einfach mal seinen ganzen angestauten Frust und Hass mal so bisschen loszuwerden. Oder Verzweiflung. Also, und dann auch zu merken, also die Freundin, die ich da auch habe, die aus Israel kommt, hat sehr viel auch geweint. Dass sie ja nochmal ein anderes Gefühl zu Israel hat als ich. Sie ist halt da noch näher dran. Ich bin bisschen weiter weg und manche sind dann noch weiter weg. Also das war für mich auch gut, diese Abstufung noch mal zu erkennen. Dass es nicht so EIN jüdisches Gefühl und EINE jüdische Identität gibt, (...), jeder hat viele verschiedene Sichten und dass ich das gar nicht so arg nachvollziehen kann, was meine Freundin aus Israel da empfindet, weil sie ja da aufgewachsen ist. Ich nicht“*. Der Gemeindetag bot die Möglichkeit, sich gegenseitig zu unterstützen und mit anderen die Gefühle der Verzweiflung zu teilen, aber auch andere Perspektiven zu erfahren.

Uri beschreibt, wie die jüdische Ritualpraxis in der Gemeinde weitergeht. Als Quelle der Kraft hilft sie, diese schwere Zeit zu überstehen: *„Zeit geht immer noch voran. Leute heiraten. Leute kriegen Kinder, (...) da gibt's keine Pause. (...) Es wird sehr, sehr viel Wert daraufgelegt, irgendwie Lebensenergie halt aus diesen Sachen zu ziehen. So gesagt. Oder halt zu amplifizieren, um sie zu genießen“*.

7.3. Freundschaften

Einige betonen den hohen Stellenwert vertrauter Beziehungen, in denen Trost gefunden wird. So Yael: *„Mein enger Freundeskreis (...) also, zusammen sein. Ruhe. Einfach mit Leuten so ein safe space zu haben und mit Leuten, vor denen ich mich nicht rechtfertigen muss. (...) Ja, ich brauche auch eine Umarmung. Ich brauche jetzt nicht, mit jemandem in Diskussion zu kommen. Also wirklich, zusammenhalten mit dem engen Freundeskreis und Leute, mit denen ich mich wohlfühle“*. Auch David hat im Zusammensein mit Menschen,

„die einen lieben, mit denen man was zusammen macht“ Kraft gefunden, „dass man innerlich dann eben auch in sich ruhen kann und stark ist. (...) Ich finde, das ist das Wichtigste“. Auch Dina fühlte sich in ihrem Umfeld sicher: „Geholfen? Natürlich meine Familie und Freunde. Sehr geholfen hat mir wirklich auch diese Freundlichkeit der Nachbarn. Das war einfach ein gutes Gefühl, dass ich dachte, wenn ich hier in meinem compound bin, ist alles okay. Da ist niemand, der mich angreift“.

Von diesem Gefühl der Sicherheit in der nächsten Umgebung berichtet auch Jeanette. Sie ist froh, dass sie nicht unmittelbar mit antisemitischer Hetze und Gewalt konfrontiert wurde: *„Also vor allem, dass mein Umfeld sich da jetzt nicht komplett gedreht hat in der Haltung oder in dem, dass da jetzt nicht Hass ausgebrochen ist oder dass da jetzt nicht – meine Freundin aus Berlin, die da erzählt, wie es da in der Sonnenallee zugeht. Also mir ist in keinem Fall hier eine solche Situation bekannt. Also kein, wie sagt man da, Straßenkrieg oder sowas. (...) Was mir geholfen hat ist einfach, dass das Leben weitergeht und dass es sich nicht von heute auf morgen geändert hat, so grundsätzlich.“* Uri half es vor allem, andere in dieser Zeit unterstützen zu können: *„Also mir persönlich gibt es sehr, sehr viel, auch für andere da zu sein oder einfach die Nummer zu sein, die Leute anrufen können“.*

7.4. Rückzug in jüdische Kreise

Sehr viele Jüdinnen und Juden fühlten sich von ihrem nichtjüdischen Freundes- und Bekanntenkreis nicht in ihrem Schmerz gesehen. Zudem erfuhren sehr viele, in schmerzhaften und kräftezehrenden Diskussionen verwickelt zu werden. Aus diesen Gründen ziehen sich sehr viele in jüdische Kreise zurück. Dies trifft im Besonderen auf diejenigen zu, die aus Israel stammen. Yaara meidet das Gespräch mit Nichtjuden: *„Ich habe viele Freunde, ich vermeide das. Und wenn ich jemanden treffe: Ja wie geht's und so und ich denke, was soll ich in einem Satz sagen? Und ich merke, ich will gleich weinen“.* Auch Yael zieht sich zurück: *„Also, ich habe jetzt keine Lust zur Party zu gehen. Ich habe keine Lust“.*

Zudem entschlossen sich Interviewteilnehmer:innen, den Medienkonsum zu minimieren, um im Alltag bestehen zu können. Ludmila hat festgestellt, dass sie nicht mehr richtig *„funktioniert“*, wenn sie sich permanent mit negativen Bildern und Nachrichten befasst. Chava hat sich sogar dazu entschlossen, keine Nachrichten mehr über den Krieg zu lesen und sich auch auf den Sozialen Medien zurückzuziehen, wenn es um das Thema Israel/Gaza geht: *„Das Beste, was man machen kann, ist sich aus den Sozialen Medien, was das angeht, rauszuhalten. Wir lesen keine Berichte mehr über den Krieg. Wir gucken uns nicht an, was es für neue Trendvideos gibt. Egal, ob jetzt von jüdischen Freunden oder von Medien, Presse etc. Innerhalb der ersten Woche haben wir entschieden, das hilft nicht, sich das anzugucken. Das macht einen nur verrückt. Man wird nur wütend über die Kommentare (...), wenn irgendwas unreflektiert geteilt wurde“.*

7.5. Rückzug in den Alltag

Neben Gemeinschaft mit Freund:innen und Familie und dem Rückzug aus Social Media bzw. dem Nachrichtenkonsum wurde das Unternehmen schöner Dinge, wie Urlaub oder die Teilnahme an kulturellen Ereignissen genannt. Die Künstlerin Vanessa entschied sich

dazu, sich im Rahmen ihres künstlerischen Schaffens mit positiven Dingen zu befassen: *„Erst war ich sehr depressiv. [...] Dann ging es wieder besser. Dann wurde ich wieder depressiv. Und jetzt habe ich mich entschlossen, das hilft niemand. Ich kann besser was Positives machen z.B. diese Tu Bi Sh'vat-Haggadah und ich habe noch einige andere Projekte“*.

Muriel gelingt es im Alltag nur deshalb zu funktionieren, weil sie sehr viel verdrängt: *„ich verdränge das auch viel, weil ich finde, es ist kaum auszuhalten, was da jetzt abläuft. Auch mit den Geiseln und diese ganzen persönlichen Geschichten, dass ich das auch ausblende, damit ich nicht den ganzen Tag davon so belastet bin, weil, das nützt ja auch niemanden was“*.

Viele Interviewteilnehmer:innen reagieren auf die antisemitische Bedrohungslage, indem sie sich auf weitere Eskalationsstufen vorbereiten.

7.6. Selbstverteidigung

Luisa hat konkrete Maßnahmen ergriffen, um sich im Alltag sicherer zu fühlen, da sie seit dem 7. Oktober wesentlich mehr Angst hat: *„Ich habe auch mittlerweile ein Pfefferspray und Dinge, um mich zu verteidigen auf der Arbeit. Und ich lauf mit denen auch mehr rum. Also diese Dinge hat's für mich schon verändert. Es hat für mich das Bedürfnis erweckt, auch noch mal mehr zu lernen, wie ich mich wehren könnte. Selbstverteidigung und so weiter zu erlernen. Und es ist so oder so sinnvoll als Frau“*. Ebenso erwog Uri, einen Selbstverteidigungskurs zu machen. Er beschreibt, sich permanent *„unsicher“* zu fühlen: *„Ich habe einen emotionalen Grundton, der halt die ganze Zeit darauf aus ist: Okay ich muss gleich Sachen packen, fliegen. Also mich die ganze Zeit irgendwie gleich wehren müssen gegenüber jemanden“*.

7.7. Auswanderungsgedanken

Sehr häufig wurde in den Gesprächen über das Thema Auswanderung gesprochen, falls sich die Situation in Deutschland und Europa weiter zuspitzt. Luisa erwog zunächst, die Stadt zu wechseln: *„Aber aktuell wäre ich eher auf der Suche, in einer Stadt zu leben, wo auf jeden Fall mehr Deutsche leben oder viele Deutsche leben. Das ist jetzt in meiner Stadt gerade nicht so der Fall. Und ich hoffe, das ändert sich noch.“* David konstatiert, seine bisherige Einstellung zu Deutschland habe sich seit dem 7. Oktober bestätigt: *„Ich habe meinen Töchtern gesagt: Es gilt, was immer galt: Gepackter Koffer, gültiger Pass und 1.000 Dollar in bar. Die musst du immer haben. (...) Meine Generation hat es bis jetzt ziemlich gutgehabt, so Nachkriegsgeneration. Bis jetzt. Und der Nachkrieg ist jetzt vorbei, wir sind jetzt wieder in einem Zeitabschnitt ‚vor den Kriegen‘, so scheint es zu sein. So sieht es aus. Und ich habe ihnen gesagt, sie sollen sich Berufe suchen, die sie überall ausüben können“*.

Gabriel hat infolge des 7. Oktober beschlossen, sich ganz aus der jüdischen Gemeinde herauszuziehen. Für ihn erscheint jegliches Engagement als sinnlos, da er das Ende der jüdis-

chen Gemeinde in Deutschland kommen sieht: „*Seit 7. Oktober sage ich, ich glaube nicht, dass in 20 Jahren noch nennenswert jüdisches Leben in Europa sein wird. Die jungen Leute werden definitiv sich mit dem Gedanken beschäftigen, auszuwandern, die meisten nach Israel. Und die Älteren sterben halt aus. Fertig. Und das war's dann für Deutschland mit dem Judentum. Dann kann man es halt im Museum betrachten. Ich sehe da einfach keine Zukunft. Und insofern sehe ich auch nicht, warum ich mich jetzt hier im jüdischen Gemeindeleben irgendwie besonders jetzt noch engagieren sollte*“. Er fokussiert sich daher auf die Unterstützung Israels.

7.8. Vertrauen auf das Gute im Menschen

Für Luisa und Debora ist klar, dass sie trotz allem das Gute im Menschen sehen möchten. Luisa hat in den letzten Wochen persönliche Ablehnung aufgrund ihres Jüdischseins erfahren und berichtet von „*Bildern, die ja gerne von Hamas rumgeschickt werden, an Grausamkeiten, die angeblich die Israelis da verursachen*“. Insofern ist folgendes ihre Conclusio: „*sich mental und psychologisch und emotional halt von den ganzen schlimmen Dingen zu befreien, das nehme ich mit. Dass ich das brauche, dass ich daran arbeiten muss und möchte trotzdem wieder Liebe zu sehen und Liebe zu spüren und nicht nur das ganze Schlimme*.“ Auch Debora hat für sich entschlossen, obwohl „*irgendwie gefühlt (alle durch)drehen*“ doch „*irgendwie an das Gute zu glauben*.“

8. Erwartungen an die Politik

Diskutiert wurde, welche Erwartungen die Befragten an die Politik stellen. Auch hier wurde sowohl auf die Außenpolitik, auf die Innenpolitik als auch auf das Thema Bildung rekuriert.

Außenpolitisch wurde gefordert zu klären, wie deutsches Geld von UNRWA genutzt wird. Susan konstatiert: „*Wenn in [palästinensischen] Schulbüchern, das kann man ja dann nachlesen, Hass gepredigt wird oder Kinder schon vollgestopft werden mit Hass, dann werden die später natürlich auch hassen. Warum bleibt man da nicht bei einer eindeutigen Haltung? Warum tut man da nichts dagegen? (...) Also ihre Angestellten, (...) die stehen doch völlig unter dem Diktat von der Hamas und verbreiten deren Ideologie. (...) Das finde ich so eine wichtige Sache für Deutschland. Wo ist denn tatsächlich das ganze Geld hingegangen, was Deutschland jedes Jahr zahlt, ja? (...) Das wäre doch auch eine Verantwortung gegenüber dem Steuerzahler, dass das mal restlos geklärt wird: Wo ist denn das hingeflossen, dieses Geld?*“. Mila machte einige Vorschläge, was unternommen werden sollte. Sie hat dabei globale Zusammenhänge im Blick und versteht die Hamas als Teil einer weltweiten Terrororganisation, die es einzudämmen gilt, da sie eine globale Gefahr darstellt. Daher fordert sie die Beendigung der Finanzierung von „*terroristischen Netzwerken*“, die Sanktionierung derjenigen Länder, „*die mit Hamas, Hisbollah, Iran sympathisieren oder arbeiten*“ und den Stopp des „*Terrorismus in allen Ländern im Nahen Osten*“, indem mit „*anderen Regierungen (...) Allianzen*“ gebildet werden.

Yaara fordert die Ausweisung von Migranten ohne deutsche Staatsbürgerschaft: „*Jeder, der irgendwie antisemitisch handelt und noch nicht deutscher Bürger ist, wenn es ein bisschen extrem ist und man findet, dass er was vorplant oder so: Sofort aus Deutschland zurück. Also ich bin extrem vielleicht. Aber so würde ich handeln. Jemand, der sich sträflich zeigte mehrmals, auch nicht nur in Sache Antisemitismus, soll irgendwie weggeschickt werden. Man ist erstmal als Gast, man ist ganz großzügig mit den Leuten, bemüht sich um sie, und dann nutzen sie das System aus. Das finde ich nicht gut*“. Auch Aaron fordert juristische Sanktionen für diejenigen, die antisemitisch handeln. Er fordert „*eine stärkere Handhabung der antisemitischen Delikte. Da passiert einfach immer noch viel zu wenig*“.

Tamara fordert zudem mehr „*Fingerspitzengefühl*“ im Umgang mit pro-palästinensischen Akteuren von Seiten der Behörden und Gerichte. Sie kritisiert, dass die Gerichte antisemitische Parolen, die auf diesen Demonstrationen gerufen werden, nicht als solche erkennen und dass die Behörden es zulassen, dass beispielsweise solche Demonstrationen direkt neben dem Weihnachtsmarkt stattfinden können. Zudem gehörten „*manche Organisationen (...) auf den Prüfstand, noch genauer*“.

Noam wiederum fordert die Islamverbände dazu auf, geschlossen und eindeutig das Massaker des 7.10. als Terror zu verurteilen. Er konstatiert: „*Das fehlt. Dieses Schweigen!*“. Dinas Vorschlag hat eine andere Stoßrichtung. Sie setzt vielmehr darauf, „*Brücken aufzubauen. (...) Das würde ich mir wünschen von der Politik. (...) Wir sehen ja diese Polarisierung überall und ich glaube, es wäre sehr wichtig, diese Polarisierung aufzubrechen und andere Dinge zu versuchen, damit die Leute mehr zusammenkommen und auch eine gemeinsame Plattform haben. (...) Aber ich hab' so im Moment das Gefühl, Muslime denken eben nicht mehr, dass sie auf dieser Plattform stehen dürfen*“. Sie kritisiert, dass die Politik die momentane Situation dazu nutze, „*um gegen Muslime vorzugehen*“.

Uri wünscht sich klarere Aussagen von politischer Seite. Er beobachtet, dass „*irgendwie versucht wird, zu sympathisieren, einen Kontext zu finden*“. Für ihn geht es also darum, das Massaker des 7.10. eindeutig zu verurteilen, da das Konstruieren eines Kontexts einer Relativierung der Gewalt gleichkommt. In eine ähnliche Richtung geht Davids Aussage, er geht aber noch weiter und fordert Maßnahmen gegen Islamismus in Deutschland, da die Hamas seiner Meinung nach zum Ziel habe, die Freiheit zu zerstören: „*Ich würde erwarten, dass sie erkennen, wer wirklich der Gegner von Hamas und islamistischen Organisationen und wahrscheinlich sogar des Islams ist, (...) vielleicht nicht des Ganzen, aber vom Konstrukt her, vom Denken her. (...) Und das ist Freiheit, und das ist individuelle Freiheit. Und individuelle Schuld und Demokratie. (...) Und das müsste die Politik hier oder auch in Europa endlich mal zur Kenntnis nehmen. Dann müsste sie sich nicht wie am Nasenring durch die Manege ziehen lassen, immer in der Angst, die Einwanderer falsch zu behandeln und nicht korrekt zu behandeln. Also, ich erinnere an dieses Plakat, ja, mit dem Kalifat, jetzt in Essen war das, glaube ich. Also deutlicher kann man doch schon gar nicht mehr deutlich machen, was man von der freiheitlichen Gesellschaft hält. Aber es scheint ausgeblendet zu werden*“.

Die Befragten fordern, mehr in Bildung und Aufklärung zu investieren. So macht Mila den Vorschlag, in den Sozialen Medien mittels Aufklärungskampagnen gegen Hass vorzugehen. Dabei sollte auch die arabische Perspektive berücksichtigt werden. Auch Luisa betont die Wichtigkeit, Menschen dahingehend zu bilden, zwischen Fakten von Propaganda unterscheiden zu können. Besonders migrantische Gruppen sollten über die Geschichte Israels

aufgeklärt werden: „*Dass sie lernen, wie die Geschichte ist auch von Israel. Wie wirklich die Geschichte war und nicht, wie das, was sie irgendwie in Bildern gesehen haben. Und ich glaube, das ist eine riesige herausfordernde Aufgabe, die vielleicht gar nicht mal zu meistern ist und von unseren Politikern schon gar nicht. Denen traue ich nicht wirklich zu, dass sie sowas umsetzen können*“. Josefina hält es für wichtig, weiterhin den Holocaust an Schulen zu unterrichten. Sie versteht das Wissen um den Holocaust als Voraussetzung, dass Juden hier sicher leben können. Sie fordert, „*dass die Politik dafür sorgt, dass das immer wieder erinnert wird und dass wir in Sicherheit sind, einfach dauerhaft*“. Mila wiederum möchte „*Schulleiter in die Pflicht nehmen, über Terrorismus auf[z]uklären, über Fake-News, Verdrehung von Tatsachen*“.

Noam hat sich in der Vergangenheit in vielerlei Hinsicht eingesetzt. Seit dem 7.10. hat er jedoch die Hoffnung verloren, dass sich je etwas ändern wird: „*Bislang habe ich dann geschrieben [an Politiker und an Medien], (...) habe mich irgendwie geäußert, mit Briefen oder Mails oder so. Und ja, inzwischen ist es, dass ich resigniere*“.

9. Vergleich der beiden Studien

Das Massaker des 7. Oktober bedeutete eine massive und einschneidende Zäsur für Jüdinnen und Juden. Wie im ersten Bericht deutlich wurde, war die Situation in Deutschland schon vorher problematisch. Drei Viertel aller Befragten vermied schon zuvor, sichtbare Zeichen der Zugehörigkeit zum Judentum in der Öffentlichkeit zu zeigen. Die gesellschaftspolitischen Ereignisse und die persönlichen Erlebnisse vom Oktober 2023 bis zum Zeitpunkt der Zweitebefragung im Januar 2024 führten zu einer fundamentalen Verunsicherung, welche sich auf unterschiedliche Weise bemerkbar machte.

Fast alle Interview-Teilnehmer machen die Erfahrung, dass Judenhass massiver und offener artikuliert wird. Vor dem 7.10. war es bereits Teil der Alltagserfahrung von Jüdinnen und Juden verbal aus Deutschland ausgebürgert zu werden, indem sie für die Regierung Israels verantwortlich gemacht wurden. So fragte man Gabriel: „*Wie ist denn die Situation in der Heimat?*“, oder Elena wurde mit der Frage bedrängt: „*Was macht ihr denn mit den armen Palästinensern?*“. Die Interviewten reagierten teilweise sprachlos, aber auch humorvoll und selbstbewusst. Vanessa erwiderte auf derartige Aussagen: „*Sie mögen nicht, was die israelische Regierung macht? Ich werde sie heute Abend noch anrufen und sagen: ‚Macht das anders!‘*“. Mittlerweile hat sich die Situation jedoch dergestalt geändert, dass Jüdinnen und Juden immer häufiger aggressiv attackiert, bedroht und teilweise körperlich angegangen werden, wie es Uri von seinen Freund:innen beschreibt und Natan selbst auf einem Nachbarschaftsfest erlebte. Sein Nachbar beschimpfte ihn als „*Kindermörder*“ und griff ihn körperlich an. Er subsumiert: „*Ich bin noch nie in meinem Leben so viel attackiert worden, wie in den letzten drei Monaten*“. Chava erzählt von Personen, deren Häuser nach dem 7.10. mit einem Davidstern markiert wurden. Die Befragten kennen auch Schüler, die verbal attackiert und sogar bedroht werden.

In den Monaten seit dem 7. Oktober findet eine vehemente Verschiebung in Richtung offenem Judenhass statt. Die sogenannte Israel-Kritik schlägt an vielen Orten in Antisemitismus um, indem auf alte, antisemitische Stereotype zurückgegriffen wird, was beim Vorwurf „*Kindermörder Israel*“ besonders deutlich wird. Die Zivilgesellschaft scheint – so die Erfahrungen unserer Befragten – weitestgehend zu schweigen.

Zu einer deutlichen Verunsicherung führen überdies gewaltverherrlichende und judenfeindliche Vorkommnisse im öffentlichen Raum, beispielsweise durch Plakatierungen, aber insbesondere durch zahlreiche pro-Hamas-Demonstrationen vor allem in Städten mit einem hohen Migrationsanteil. Debora beobachtet: *„Es ist eine Hemmschwelle verlorengegangen sozusagen. Es war auf einmal kein Problem, auf die Straße zu gehen und zu rufen: ‚Tötet die Juden!‘. Das hat sich verändert“*.

Besonders gewalttätig wurde die Sprache in den Sozialen Medien beschrieben. Viele unserer Interviewpartner:innen zogen sich infolgedessen aus dem Internet heraus. Einige, wie Luisa, berichten sogar davon, dass sie Kontakte zu Freund:innen abbrechen musste, da kein gemeinsamer Konsens gefunden werden konnte. Sie konstatiert, dass es solche *„furchtbaren Diskussionen“* vor dem 7.10. nicht gegeben habe. Vorher habe man *„noch einen Boden finden können von wegen: Ja, wir sind doch alles Menschen und es gibt Gute und Böse auf beiden Seiten. (...) Das war dieses Mal nicht so. (...) weil ich hatte ein paar Leute angeschrieben und bin in ganz furchtbare Diskussionen gekommen, wurde als ‚white supremacist‘ beschimpft von einer guten Bekannten, die ich jederzeit in mein Haus gelassen hätte, weil sie eine Freundin war“*.

Viele unserer Interviewpartner:innen beschreiben die Situation seit dem 7.10. mit „Spaltung“, welche sich im Diskussionsverhalten der Menschen manifestiere, wie Vanessa: *„Die Leute sind gespalten, leider. (...) Jedermann, die ich gesprochen habe, hat eine Meinung. Aber eine ausgeprägte Meinung. (...) Und auch Leute, übrigens, die nicht genau wissen, was vorgeht, die haben eine ausgeprägte Meinung.“* Anstelle von Diskussion ist zunehmend Gewalt eine Option.

Vor dem 7.10. schilderten zwar einige der Befragten, dass sie in „bestimmten Vierteln“ ihre jüdische Identität nicht zur Schau stellten oder es vermieden, Hebräisch zu sprechen. Seit dem Massaker wird offener artikuliert, dass es sich hierbei um Viertel mit einem hohen Migrationsanteil handelt. Teilweise erlebten die Befragten von ihrem muslimischen Umfeld eine massive Zurückweisung, indem der Hamas-Terror relativiert wurde. Andere wurden Zeuge von hasserfüllten pro-Hamas-Demonstrationen, die sie ängstigten. Galten vor dem 7.10. Muslime für viele noch als Verbündete im Kampf gegen Diskriminierung, scheint das Vertrauen in die muslimische Community erschüttert.

Die emotionalen Folgen der Erfahrungen in den letzten Monaten sind massiv. Wo es vor dem 7.10. noch das Gefühl einer relativen Sicherheit gab, ist sie geplatzt. Vielmehr zweifeln viele Befragte daran, ob jüdisches Leben in Deutschland eine Zukunft haben kann. Doch nicht nur wird Deutschland als sichere Heimat infrage gestellt, im Grunde genommen betrifft das den gesamten Westen, einschließlich den USA. Gabriel konstatiert: *„Alle, mit denen ich gesprochen habe, ausnahmslos, haben gesagt, dass jüdisches Leben in Deutschland bzw. Europa gar keine Zukunft haben wird, wenn sich das so entwickelt. Und eigentlich muss man sagen, alle überlegen, was sie jetzt machen“*. Auch Aaron sagt: *„Und was sich ganz klar geändert hat, ist die Ängstigung der jüdischen Community in ganz Deutschland und in der ganzen Welt. Das hat sich ganz klar, extrem verstärkt. Selbst in New York“*. Dies ist ein erheblicher Unterschied zur ersten Befragung. Galt damals die USA noch als sicherer Ort für Juden – zumindest unter der Prämisse, dass Donald Trump nicht noch einmal zum Präsidenten gewählt werde –, wird die USA mittlerweile als Negativfolie herangezogen, um aufzuzeigen, dass es noch schlimmer sein kann als in Deutschland. Dies ist ein absolutes Novum in der Geschichte. Auch hat sich der Bezug zu

Israel geändert. Galt Israel noch vor dem 7.10. als „sichere Hinterhand“, machen sich nun viele der Befragten große Sorgen um seine Zukunft, wie Natan: *„Ich bin mit dem Land Israel sehr verbunden und ich mache mir große Sorgen, ob das Land überhaupt, jedenfalls unter dieser Regierung, überleben kann.“*

Seit dem 7.10. dominiert ein starkes Unsicherheitsgefühl auch in alltäglichen Situationen. Uri ging vorher sehr offen damit um, Israeli zu sein. Er schilderte lediglich eine konkrete Situation, in der er es vermied, einem Fremden davon zu erzählen: *„Als ich beim Frisör saß, und er anfang mit, er ist Palästinenser, weil sein Vater ist aus dem palästinensischen Autonomiegebiet geflohen. Und er hat gerade mit dem Messer den Nacken gemacht (...) aber in dem Moment hab‘ ich meinen Zweitnamen benutzt und hab die Herkunft meiner Eltern genommen, die Ukraine. Weil ich auch nicht immer in Diskussionen geraten mag“*. Zwar handelt es sich um eine ernste Situation, nichtsdestotrotz reagierte der junge Student mit einer gewissen Gelassenheit. Dies änderte sich mit dem 7. Oktober: *„Ich habe dauernd Angst, dass mir irgendwas gleich passiert.“*

Auch Debora bringt ihre existentiellen Ängste zum Ausdruck, indem sie von einem Autounfall berichtet, der von einer Person verursacht wurde, die einen „türkisch-arabischen Background“ hatte. Plötzlich überkam sie eine Panik, weil sie fürchtete, der andere Autofahrer könne sie als jüdisch identifizieren: *„Und auf jeden Fall habe ich so Gedanken bekommen: Wie lange ist es noch meine Heimat, mein Zuhause? Wie lange bin ich hier überhaupt noch willkommen? Also, ab wann ist dieser Punkt, (...) wo es einfach zu gefährlich wird?“* Im ersten Interview hatte sie bereits von ihrer Entscheidung berichtet, ihre Israelflagge nicht mehr ins Auto zu hängen, nachdem sie sich ein *„niegelneues Auto kaufte und Angst hatte um das Auto.“* Vor dem 7.10. ging sie vorsichtig mit dem Thema Sichtbarkeit um, jedoch aus dem Grund, weil sie ihr Auto schützen wollte. In der Situation, die sie nach dem 7. Oktober erlebte, sorgte sie sich jedoch nicht mehr um ihr Auto, sondern um ihre eigene Unversehrtheit.

Das große Bedrohungsgefühl beeinflusst die Mehrheit der Befragten in ihrem Alltagsmaßgeblich. Aufgrund der erhöhten Gefährdungslage mussten zudem jüdische Einrichtungen ihre Sicherheitsstandards noch mehr aufstocken. Teilweise ergriff die Polizei eigenständig Initiative, um jüdische Einrichtungen zu schützen. Einige Gemeindemitglieder vermeiden es sogar aus Sicherheitsbedenken, jüdische Einrichtungen zu besuchen.

Wie bereits in der ersten Interviewrunde deutlich wurde, reagieren die Befragten sehr unterschiedlich auf erlebte oder antizipierte antisemitische Erfahrungen. Einige stellen die Wirksamkeit von Dialogprojekten infrage und sind sich nicht sicher, ob sie sich weiterhin engagieren möchten. Aufgrund der großen Belastungen ziehen sich sehr viele in jüdische bzw. vertraute Kreise zurück, an Orte, in denen sie sich nicht rechtfertigen müssen und ihrer Trauer Raum geben können. Yael half ihr *„enger Freundeskreis (...) also, zusammen sein. Ruhe. Einfach mit Leuten so ein safe space zu haben und mit Leuten, vor denen ich mich nicht rechtfertigen muss. (...) Ja, ich brauche auch eine Umarmung. Ich brauche jetzt nicht, mit jemandem in Diskussion zu kommen. Also wirklich, zusammenhalten mit dem engen Freundeskreis und Leute, mit denen ich mich wohlfühle.“* Manche reagieren aber auch offensiv und verstärken ihr Engagement. Für Tamara gilt nach wie vor: *„Man muss Präsenz zeigen, man muss zeigen, dass man da ist und dass man auch als jüdische Gemeinde und Gemeinschaft was zu bieten hat.“*

Anhang I: Erster Fragebogen für die Interviews

1. Welche Reaktionen auf den 07.10. und den Krieg in Gaza haben Sie von Ihrem Umfeld erfahren?
 - Wie hat Ihr nichtjüdisches Umfeld auf das Massaker reagiert?
 - Wie hat Ihr jüdisches Umfeld auf das Massaker reagiert?
 - Wurden Sie infolgedessen antisemitisch angegriffen oder beleidigt? Wenn ja, von wem?
 - Wie haben Sie auf die antisemitischen Erlebnisse reagiert?
 - Welche Schlüsse ziehen Sie aus diesen Erlebnissen?
2. Haben diese Erfahrungen einen Einfluss darauf, wie Sie nun mit Ihrer jüdischen Identität in nichtjüdischer Umgebung umgehen?
 - Welche Folgen haben diese Erfahrungen auf Ihren Alltag und Ihren Umgang mit Ihrer jüdischen Identität?
 - Gehen Sie seit dem 07.10. weniger offen mit ihrer jüdischen Identität um?
3. Wie bewerten Sie die Reaktionen von politischer Seite auf das Massaker und den Gaza-Krieg?
4. Wie bewerten Sie die mediale Berichterstattung?
5. Was hat sich seit dem 07.10. für Sie verändert?
 - Inwiefern gibt es für Sie ein „Vorher“ und ein „Nachher“?

Anhang II: Zweiter, revidierter Fragebogen für die Interviews:

1. Welche Reaktionen auf den 07.10. und den Krieg in Gaza haben Sie von Ihrem Umfeld erfahren?
 - Wie hat Ihr nichtjüdisches Umfeld auf das Massaker reagiert? Haben sich die Reaktionen im Verlauf des Krieges geändert?
 - Wie hat Ihr jüdisches Umfeld auf das Massaker reagiert?
 - Wurden Sie infolgedessen antisemitisch angegriffen oder beleidigt? Wenn ja, von wem?
 - Wie haben Sie auf die antisemitischen Erlebnisse reagiert?
2. Haben diese Erfahrungen einen Einfluss darauf, wie Sie nun mit Ihrer jüdischen Identität in nichtjüdischer Umgebung umgehen?
 - Welche Folgen haben diese Erfahrungen auf Ihren Alltag und Ihren Umgang mit Ihrer jüdischen Identität?
 - Gehen Sie seit dem 07.10. weniger offen mit ihrer jüdischen Identität um?
3. Öffentliche Sichtbarkeit
 - Waren Sie im letzten Jahr bei dem öffentlichen Zünden einer Channukkiah? Haben Sie an einer Demonstration / Mahnwache teilgenommen?
 - Wie war die Stimmung?
4. Wie bewerten Sie die Reaktionen von politischer Seite auf das Massaker und den Gaza-Krieg?
 - Was bedeutet Ihnen diese Reaktion? / Was macht das mit Ihnen?
 - Was erwarten Sie von politischer Seite?
5. Wie bewerten Sie die mediale Berichterstattung?
6. Was hat sich seit dem 07.10. für Sie verändert?
 - Inwiefern gibt es für Sie ein „Vorher“ und ein „Nachher“?

- Was hat sich in Ihrer Gemeinde verändert?
- Was hat sich in Deutschland seitdem verändert?

7. Welche Schlüsse ziehen Sie aus diesen Erlebnissen?

8. Was hat Ihnen geholfen, diese letzten Monate zu überstehen?